

Die Bleibt vommel

Der weite Rock

Zugegeben: ich bin Insasse einer Heil- und Pflegeanstalt, mein Pfleger beobachtet mich, läßt mich kaum aus dem Auge; denn in der Tür ist ein Guckloch, und meines Pflegers Auge ist von jenem Braun, welches mich, den Blauäugigen, nicht durchschauen kann.

Mein Pfleger kann also gar nicht mein Feind sein. Liegewohnen habe ich ihn, erzähle dem Gucker hinter der Tür, sobald er mein Zimmer betritt, Begebenheiten aus meinem Leben, damit er mich trotz des ihn hindernden Guckloches kennenlernt. Der Gute scheint meine Erzählungen zu schätzen, denn sobald ich ihm etwas vorgelogen habe, zeigt er mir, um sich erkenntlich zu geben, sein neuestes Knotengebilde. Ob er ein Künstler ist, bleibe dahingestellt. Eine Ausstellung seiner Kreationen würde jedoch von der Presse gut aufgenommen werden, auch einige Käufer herbeilocken. Er knotet ordinäre Bindfäden, die er nach den Besuchsstunden in den Zimmern seiner Patienten sammelt und entwirrt, zu vielschichtig verknorpelten Gespenstern, taucht diese dann in Gips, läßt sie erstarren und spießt sie mit Stricknadeln, die auf Holzsockelchen befestigt sind.

Oft spielt er mit dem Gedanken, seine Werke farbig zu gestalten. Ich rate davon ab, weise auf mein weißlackiertes Metallbett hin und bitte ihn, sich dieses vollkommenste Bett bunt bemalt vorzustellen. Entsetzt schlägt er dann seine Pflegerhände über dem Kopf zusammen, versucht in etwas zu starrem Gesicht allen Schrecken gleichzeitig Ausdruck zu geben und nimmt Abstand von seinen farbigen Plänen.

Mein weißlackiertes metallenes Anstaltsbett ist also ein Maßstab. Mir ist es sogar mehr: mein Bett ist das endlich erreichte Ziel, mein Trost ist es und könnte mein Glaube werden, wenn mir die Anstaltsleitung erlaubte, einige Änderungen vorzunehmen: das Bettgitter möchte ich erhöhen lassen, damit mir niemand mehr zu nahe tritt.

1959

Einmal in der Woche unterbricht ein Besuchstag meine zwischen weißen Metallstäben geflochtene Stille. Dann kommen sie, die mich retten wollen, denen es Spaß macht, mich zu lieben, die sich in mir schätzen, achten und kennenlernen möchten. Wie blind, nervös, wie unerzogen sie sind. Kratzen mit ihren Fingernagelscheren an meinem weißlackierten Bettgitter, kritzeln mit ihren Kugelschreibern und Blaustiften dem Lack langgezogene unanständige Strichmännchen. Mein Anwalt stülpt jedesmal, sobald er mit seinem Hallo das Zimmer sprengt, den Nylonhut über den linken Pfosten am Fußende meines Bettes. Solange sein Besuch währt – und Anwälte wissen viel zu erzählen –, raubt er mir durch diesen Gewaltakt das Gleichgewicht und die Heiterkeit.

Nachdem meine Besucher ihre Geschenke auf dem weißen, mit Wachstum bezogenen Tischen unter dem Anemonen-aquarell deponiert haben, nachdem es ihnen gelungen ist, mir ihre gerade laufenden oder geplanten Rettungsversuche zu unterbreiten und mich, den sie unermüdlich retten wollen, vom hohen Standard ihrer Nächstenliebe zu überzeugen, finden sie wieder Spaß an der eigenen Existenz und verlassen mich. Dann kommt mein Pfleger, um zu lüften und die Bindfäden der Geschenkpackungen einzusammeln. Oftmals findet er nach dem Lüften noch Zeit, an meinem Bett sitzend, Bindfäden aufdröselnd, so lange Stille zu verbreiten, bis ich die Stille Bruno und Bruno die Stille nenne.

Bruno Münsterberg – ich meine jetzt meinen Pfleger, lasse das Wortspiel hinter mir – kaufte auf meine Rechnung fünfhundert Blatt Schreibpapier. Bruno, der unverheiratet, kinderlos ist und aus dem Sauerland stammt, wird, sollte der Vorrat nicht reichen, die kleine Schreibwarenhandlung, in der auch Kinderspielzeug verkauft wird, noch einmal aufsuchen und mir den notwendigen unlinierten Platz für mein hoffentlich genaues Erinnerungsvermögen beschaffen. Niemals hätte ich meine Besucher, etwa den Anwalt oder Klepp, um diesen Dienst bitten können. Besorgte, mir verordnete

Wachstum im Güterwagen

Das schmerzt mich heute noch. Das warf mir soeben den Kopf in die Kissen. Das läßt Fuß- und Kniegelenke deutlich werden, macht mich zum Knirscher – was heißen soll, Oskar muß mit den Zähnen knirschen, damit er das Knirschen seiner eigenen Knochen in den Gelenkpfannen nicht hört. Ich betrachte meine zehn Finger und muß mir eingestehen, sie sind geschwollen. Ein letzter Versuch auf meiner Trommel beweist: Oskars Finger sind nicht nur etwas geschwollen, sie sind für diesen Beruf momentan unbrauchbar; die Trommelstöcke entfallen ihnen.

Auch der Füllfederhalter will sich meiner Führung nicht mehr unterordnen. Um kalte Umschläge werde ich Bruno bitten müssen. Dann, mit kühl umwickelten Händen, Füßen und Knien, mit dem Tuch auf der Stirn werde ich meinen Pfleger Bruno mit Papier und einem Bleistift ausrüsten; denn meinen Füllfederhalter verleihe ich ungern. Ob Bruno auch gut zubören will und kann? Wird seine Nacherzählung auch jener Reise im Güterwagen gerecht werden, die am 12. Juni fünfundvierzig begann? Bruno sitzt an dem Tischchen unter dem Anemonenbild. Jetzt dreht er den Kopf, zeigt mir die Seite, die man Gesicht nennt, und schaut mit den Augen eines Fabeltieres links und rechts an mir vorbei. Wie er sich den Bleistift quer über den dünnen säuerlichen Mund legt, will er einen Warten den voräuschen. Doch angenommen, er wartet tatsächlich auf mein Wort, auf das Zeichen zum Anfang seiner Nacherzählung – seine Gedanken kreisen um seine Knotengebilde. Bindfäden wird er knüpfen, während es Oskars Aufgabe bleibt, meine verworrene Vorgeschichte wortreich zu entwirren. Bruno schreibt jetzt:

Ich, Bruno Münsterberg, aus Altena im Sauerland, unverheiratet und kinderlos, bin Pfleger in der Privatabteilung der hiesigen Heil- und Pflegeanstalt. Herr Matzerath, der hier seit

über einem Jahr stationiert ist, ist mein Patient. Ich habe noch andere Patienten, von denen hier nicht die Rede sein kann. Herr Matzerath ist mein harmlosester Patient. Nie gerät er so außer sich, daß ich andere Pfleger rufen müßte. Er schreibt und trommelt etwas zu viel. Um seine überanstrengten Finger schonen zu können, bat er mich heute, für ihn zu schreiben und keine Knotengeburt zu machen. Ich habe mir dennoch Bindfäden in die Tasche gesteckt und werde, während er erzählt, mit den unteren Gliedmaßen einer Figur beginnen, die ich, Herrn Matzeraths Erzählung folgend, »Der Ostflüchtling« nennen werde. Dieses wird nicht die erste Figur sein, die ich den Geschichten meines Patienten entnehme. Bisher knote ich den Großmutter, die ich »Apfel in vier Schlafrocken« te ich seine Großmutter, die ich »Apfel in vier Schlafrocken« nenne; knüpfte aus Bindfäden seinen Großvater, den Flößer, nannte den etwas gewagt »Columbus«; durch meinen Bindfäden wurde aus seiner armen Mama »Die schöne Fischesserin«; aus seinen beiden Vätern Matzerath und Jan Bronski knote ich eine Gruppe, die »Die beiden Skardrescher« heißt; auch schlug ich den narbenreichen Rücken seines Freundes Herbert Truczinski zu Faden, nannte das Relief »Unebene Strecke«; auch einzelne Gebäude, wie die Polnische Post, den Stockturm, das Stadttheater, die Zeughauspassage, das Schifffahrtsmuseum, Greffs Gemüsekeller, die Pestalozzischule, die Badeanstalt Brösen, die Herz-Jesu-Kirche, das Café Vierjahreszeiten, die Schokoladenfabrik Baltic, mehrere Bunker am Atlantikwall, den Eiffelturm zu Paris, den Sertiner Bahnhof zu Berlin, die Kathedrale zu Reims und nicht zuletzt das Mietshaus, in dem Herr Matzerath das Licht dieser Welt erblickte, bildete ich, Knoten um Knoten schlagend, nach, die Girter und Grabsteine der Friedhöfe Sasse und Brentau boten ihre Ornamente meinem Bindfaden an, ich ließ Fadenschlag um Fadenschlag Weichsel und Seine fließen, die Wellen der Ostsee, die Wogen des Atlantik gegen Bindfadenküsten branden, ließ Bindfäden zu kaschubischen Kartoffeläckern und dem Weidland der Normandie werden, bevölkerte die so entstan-

und von der bewegten Wasseroberfläche aufsteigend, in der Tausende lebend oder tot in ihren Schwimmwesten hingen. Aus halbvollen und überfüllten Booten, von engbesetzten Flößen, die von Wellen gehoben wurden, in Wellentälern verschwanden, von überall her stieg gebündelt der Schrei auf und steigerte sich mit dem plötzlich einsetzenden, dann jäh ersticken Heulen der Schiffs sirene zu grauenhafter Zweistimmigkeit. Ein nie gehörter, ein kollektiver Erdschrei, von dem Mutter sagte und weiterhin sagen wird: »Son Jeschrai kriegstre mehr raus aussem Jehör...«

Die Stille danach soll nur noch von meinem Gegengengel irritiert worden sein. Kaum abgenabelt, lag auch ich still. Als der Kapitän als Zeuge des Untergangs ordnungsgemäß den Zeitpunkt im Bordbuch vermerkt hatte, begann die Besatzung des Torpedobootes wiederum, Überlebende aus der See zu fischen.

Aber das stimmt alles nicht. Mutter liegt. Bin sicher, daß ich nicht auf der *Löwe*... Die Uhrzeit war nämlich... Weil schon, als der zweite Torpedo... Und bei den ersten Wehen Doktor Richter keine Spritze, sondern gleich die Geburt... Ging glatt. Geboren auf schräger, rutschender Pritsche. Alles war schräg, als ich... Nur schade, daß Doktor Richter nicht Zeit fand, auch noch die Urkunde: geboren am, an Bord von, mit genauer Zeitangabe handschriftlich... Jadoch, nicht auf einem Torpedoboot, sondern auf dem verfluchten, auf den Blutzengen getauften, vom Stapel gelassenen, einst weißglänzenden, belüfteten, kraftdurchfreundfördernden, klassenlosen, dreimal vermaledeieten, überladenen, kriegsgrauen, getroffenen, immerfort sinkenden Schiff wurde ich aus Kopf und in Schräglage geboren. Und mit dem abgenabelten Säugling, der gewickelt und in schiffsgeigner

Wolldecke verpackt wurde, ist Mutter dann, gestützt auf Doktor Richter und Stationsschwester Helga, ins rettende Boot.

Aber sie will keine Niederkunft auf der *Gustloff*: Lügt sich zwei Matrosen zusammen, die mich in der Kajüte des Maschinenoftiziers abgenabelt haben. Dann wieder soll es der Doktor gewesen sein, der aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht an Bord des Torpedobootes war. Selbst Mutter, die sonst alles mit Bestimmtheit weiß, schwankt in ihrer Meinung und läßt, außer den »zwei Mariners« und dem »Onkel Doktor, der mir aufte *Justloff* noch ne Spritze verpaßt hat«, einen weiteren Geburtshelfer aktiv werden: der Kapitän der *Löwe*, Paul Prüfe, soll mich abgenabelt haben.

Da ich meine Geburtsversion, die, zugegeben, eher eine Vision ist, nicht belegen kann, halte ich mich an die von Heinz Schön überlieferten Fakten, nach denen Doktor Richter nach Mitternacht von dem Torpedoboot übernommen wurde. Erst dann ist er bei der Geburt eines anderen Kindes tätig geworden. Sicher bleibt aber, daß der Bordarzt der *Gustloff* nachträglich meinen Geburtsschein, datiert auf den 30. Januar 1945, wenn auch ohne genaue Uhrzeit, ausgestellt hat. Zu meinem Vornamen jedoch hat mir Kapitänleutnant Prüfe verholfen. Mutter will darauf bestanden haben, daß ich Paul, »jenua wie der Käpten vonne *Leewes*, und unvermeidbar mit Nachnamen Pokrieffke heißen sollte. Später haben mich die Jungs in der Schule und bei der FDJ, aber auch Journalisten aus meinem Bekanntenkreis »Peepes« gerufen; und mit P Punkt P Punkt unterzeichne ich meine Artikel. Der Junge übrigens, der zwei Stunden nach meiner Geburt, also am 31. Januar, auf dem Torpedoboot geboren wurde, hieß fortan auf Wunsch seiner Mutter und des rettenden Schiffes wegen mit Vornamen »Leo«.

ben war, zum Schluß die letzten aus den Davits gesprungenen Rettungsboote.

»Zufrieden jetzt, Vati?« Danach kein Wort mehr. Sein Blick suche das vergitterte Fenster; blieb daran hängen. Ich habe weifnichmehrwas gequassel. Irgendwas Positives.
»Man soll nie aufgeben« oder »Laß uns noch einmal gemeinsam von vorne anfangen« oder irgendeinen Stuß, amerikanischen Filmen nachgeplappert: »Ich bin stolz auf dich.« Auch als ich ging, hatte mein Sohn kein Wort übrig.

Wenige Tage später, mein tags darauf hat mir jemand – er, in dessen Namen ich krebssend vorankam – dringlich geraten, online zu gehen. Er sagte, vielleicht finde sich per Mausclick ein passendes Schlußwort. Bis dahin hatte ich enthaltsam gelebt: nur was der Beruf forderte, ab und zu ein Porno, mehr nicht. Seitdem Kommy saß, herrschte ja Funkstille. Auch gab es keinen David mehr.

Mußte lange surfen. Hatte zwar oft den Namen des verfluchten Schiffes im Window, aber nichts Neues oder abschließend Endgültiges. Doch dann kam es dicker als befürchtet. Unter besonderer Adresse stellte sich in deutscher und englischer Sprache eine Website vor; die als »www:kameradschaft-konrad-pokriefke.de« für jemanden warb, dessen Haltung und Gedankengut vorbildlich seien, den deshalb das verhasste System eingekerkert habe. »Wir glauben an Dich, wir warten auf Dich, wir folgen Dir...« Undsowweiter undsowweiter.

Das hört nicht auf. Nie hört das auf.

Aber sobald ich mich an den fernen Geschützdonner der *Schleswig-Holstein*, die eigentlich als Veteran der Skagerrakschlacht ausgedient hatte und nur noch als Schulschiff für Kadetten taugte, sowie an die abgestuften Geräusche von Flugzeugen erinnern will, die Stukas genannt wurden, weil sie hoch überm Kampfgebiet seilich abkippten und im Sturzflug mit endlich ausgeklinkten Bomben ihr Ziel fanden, rundet sich die Frage: Warum überhaupt soll Kindheit und deren so unverrückbar daüertes Ende erinnert werden, wenn alles, was mir ab den ersten und seit den zweiten Zähnen widerfuhr, längst samt Schulbeginn, Murrenspiel und verschortem Knien, den frühesten Beichtgeheimnissen und der späteren Glaubenspein zu Zettelkram wurde, der seitdem einer Person anhängt, die, kaum zu Papier gebracht, nicht wachsen wollte, Glas in jeder Gebrauchsform zersang; zwei hölzerne Stöcke zur Hand hatte und sich dank ihrer Blechtrommel einen Namen machte, der fortan zitterbar zwischen Buchdeckeln existierte und in weißlichwieviel Sprachen unsterblich sein will?

Weil dies und auch das nachgetragen werden muß. Weil vorlaut auffallend etwas fehlen könnte. Weil wer wann in den Brunnen gefallen ist: meine erst danach überdeckelten Löcher, mein nicht zu bremsendes Wachstum, mein Sprachverkehr mit verlorenen Gegenständen. Und auch dieser Grund sei genannt: weil ich das letzte Wort haben will.

Die Erinnerung liebt das Versteckspiel der Kinder. Sie verkriecht sich. Zum Schönreden neigt sie und schmückt gerne, oft ohne Not. Sie widerspricht dem Gedächtnis, das sich pedantisch gibt und zänkisch rechthaben will.

Wenn ihr mit Fragen zugesetzt wird, gleicht die Erinnerung einer Zwiebel, die gehäutet sein möchte, damit freigelegt werden kann, was Buchstab nach Buchstab ablesbar steht: selten eindeutig, oft in Spiegelschrift oder sonstwie verrätselt.

Unter der ersten, noch trocknen knisternden Haut findet sich die nächste, die, kaum gelöst, feucht eine dritte freigibt, unter der die vierte, fünfte warten und flüstern. Und jede weitere schwitzt zu lang gemiedene Wörter aus, auch schnörkelige Zeichen, als habe sich ein Geheimnisträmer von jung an, als die Zwiebel noch keimte, verschlüsseln wollen.

Schon wird Ehrgeiz geweckt: dieses Gekrakel soll entziffert, jener Code geknackt werden. Schon ist widerlegt, was jeweils auf Wahrheit bestehen will, denn oft gibt die Lüge oder deren kleine Schwester, die Schummelei, den halbarsten Teil der Erinnerung ab; niedergeschrieben klingt sie glaubhaft und prahlt mit Einzelheiten, die als fotogenau zu gelten haben: Das unter der Julihitze flimmende Teerpappendach des Schuppens auf dem Hof unseres Mietshauses roch bei Windstille nach Malzbonbon...

Der abwaschbare Kragen meiner Volksschullehrerin, des Fräulein Spollenhauer, war aus Celluloid und schloß so eng, daß ihr Hals Falten warf...

Die Propellerschleifen der Mädchen sonntags auf dem Zoppoter Seesteg, wenn die Kapelle der Schutzpolizei muntere Weisen spielte...

Mein erster Steinpilz...

Als wir Schütler hirtzefrei hatten...

Als meine Mandeln schon wieder entzündet waren...

Als ich Fragen verschluckte...

Die Zwiebel hat viele Häute. Es gibt sie in Mehrzahl. Kaum gehäutet, erneuert sie sich. Gehackt treibt sie Tränen. Erst beim Häuten spricht sie wahr. Was vor und nach dem Ende meiner Kindheit geschah, klopft mit Tatsachen an und verlief schlimmer als gewollt, will mal so, mal so erzählt werden und verführt zu Lügengeschichten.

Als bei anhaltend schönem Spätsommerwetter in Danzig und Umgebung der Krieg ausbrach, sammelte ich – kaum hatten die polnischen Verteidiger der Westerplatte nach vier Tagen Widerstand kapituliert – im Hafenvorort Neufahrwasser, der mit der Straßenbahn über Saspe, Brösen in kurzer Zeit erreicht werden konnte, eine Handvoll Bomben- und Granatsplitter, die jener Junge, der anscheinend ich war, während einer Zeispanne, in deren Verlauf der Krieg nur aus Sondermeldungen im Radio zu bestehen schien, gegen Briefmarken, farbige Zigarettenbilder, zerlesene wie druckfrische Bücher, darunter Sven Hedins Reise durch die Wüste Gobi, weißnichts was noch eintauschte.

Wer sich ungenau erinnert, kommt manchmal dennoch der Wahrheit um Streichholzlänge näher, und sei es auf krummen Wegen.

Zumeist sind es Gegenstände, an denen sich meine Erinnerung reibt, das Knie wundstößt oder die mich Ekel nachschmecken lassen: Der Kachelofen... Die Teppichklopfstangen auf den Hinterhöfen... Das Klo in der Zwischentage... Der Koffer auf dem Dachboden... Ein Stück Bernstein, taubeneigroß...

Wenn sich ertastbar die Haarspange der Mutter oder Vaters unter der Sommerhitze an vier Zipfeln geknotetes Taschentuch oder der besondere Tauschwert verschiedenen

gezackter Granat- und Bombensplitter erhalten hat, dem fallen – und sei es als unterhaltsame Ausrede – Geschichten ein, in denen es tatsächlich als im Leben zugeht.

Die Bilder, die ich als Kind und dann als Jugendlicher zu sammeln nicht faul war, gab es gegen Gutscheine, die in Päckchen steckten, aus denen meine Mutter nach Geschäftsschluss ihre Zigaretten klopfte. »Stäbchen« nannte sie die Teilhaber ihres mäßigen Lasters, das sie allabendlich bei einem Glas Cointreau zelebrierte. Bei Laune gelang es ihr, Rauchringe schweben zu lassen.

Die mir begehrenswerten Bilder gaben farbig die Meisterwerke der europäischen Malerei wieder. So lernte ich früh die Namen der Künstler Giorgione, Mantegna, Botticelli, Ghirlandaio und Caravaggio falsch auszusprechen. Das nackte Rückenfleisch einer liegenden Frau, der eingeflügelter Knabe den Spiegel hält, war mir seit Kinderjahren mit dem Namen des Malers Velázquez verkuppelt. Unter Jan van Eycks »Singenden Engeln« prägte sich vor allen anderen das Profil des hintersten Engels ein; gern hätte ich Haare gelockt wie er oder Albrecht Dürer gehabt. Dessen Selbstbildnis, das in Madrid im Prado hängt, konnte befragt werden: Warum hat sich der Meister mit Handschuhen gemalt? Wieso sind seine seltsame Mütze und der rechte untere Pluderärmel so auffallend gestreift? Was macht ihn so selbstsicher? Und warum steht sein Alter – erst sechszwanzig zählt er – unterm gemalten Fensterbord geschrieben?

Heute weiß ich, daß ein Zigaretten-Bilderdienst in Hamburg-Bahrenfeld diese allerschönsten Reproduktionen gegen Gutscheine geliefert hat und – auf Bestellung – quadratische Alben. Seit mir alle drei dank meines Lü-

Was sich verkapselt hat

Ein Wort ruft das andere. Schulden und Schuld. Zwei Wörter, so nah beieinander, so fest im Nährboden der deutschen Sprache verwurzelt, doch ist dem erstgenannten mit Abzahlung – und sei es in Raten, wie es die Pumpkundschaft meiner Mutter tat – abmildernd beizukommen; die nachweisbare wie die verdeckte oder nur zu vermutende Schuld jedoch bleibt. Immerfort tickt sie und ist selbst auf Reisen ins Nirgendwo als Platzhalter schon da. Sie sagt ihr Sprüchlein auf, fürchtet keine Wiederholungen, läßt sich gnädig auf Zeit vergessen und überwintert in Träumen. Sie bleibt als Bodensatz, ist als Fleck nicht zu tilgen, als Pfütze nicht aufzulecken. Sie hat von früh auf gelernt, gebeicht in einer Ohrmuschel Zucht zu suchen, sich als verjährt oder längst vergeben kleiner als klein, zu einem Nichts zu machen, und steht dann doch, sobald die Zwiebel Pelle nach Pelle geschrumpft ist, dauerhaft den jüngsten Häuten eingeschrieben: mal in Großbuchstaben, mal als Nebensatz oder Fußnote, mal deutlich lesbar, dann wieder in Hieroglyphen, die, wenn überhaupt, nur mühsam zu entziffern sind. Mir gilt leserlich die knappe Inschrift: Ich schwieg. Weil aber so viele geschwiegen haben, bleibt die Versuchung groß, ganz und gar vom eigenen Versagen abzuweichen, ersatzweise die allgemeine Schuld einzuklagen oder nur uneigentlich in dritter Person von sich zu sprechen: Er war, sah, hat, sagte, er schwieg... Und zwar in sich hinein, wo viel Platz ist für Versteckspiele.

Sobald ich mir den Jungen von einst, der ich als Dreizehnjähriger gewesen bin, herbeizitiere, ihn streng ins Verhör nehme und die Verlockung spüre, ihn zu richten, womöglich wie einen Fremden, dessen Nöte mich kaltlassen, abzuurteilen, sehe ich einen mittelgroßen Bengel in kurzen Hosen und Kniestrümpfen, der ständig grimassiert. Er weicht mir aus, will nicht beurteilt, verrurteilt werden. Er flüchtet auf Mutters Schoß. Er ruft: »Ich war doch ein Kind nur, nur ein Kind...«

Ich versuche, ihn zu beruhigen, und bitte ihn, mir beim Häuten der Zwiebel zu helfen, aber er verweigert Auskünfte, will sich nicht als mein frühes Selbstbild ausbeuten lassen. Er spricht mir das Recht ab, ihn, wie er sagt, »fertigmachen«, und zwar »von oben herab«.

Jetzt verknüpft er die Augen zu Schlitzen, preßt und verzieht die Lippen, bringt den Mund in unruhige Schiefelage und arbeitet an seiner Grimasse, während er zugleich über Büchern hockt, weg ist, nicht einzuholen.

Ich sehe ihn lesen. Das, nur das tut er mit Ausdauer. Dabei stöpselt er beide Ohren mit den Zeigefingern, um in enger Wohnung gegen den fröhlichen Lärm der Schwester abgeschirmt zu sein. Jetzt trällert sie, kommt näher. Er muß aufpassen, denn gern schlägt sie ihm das Buch zu, will mit ihm spielen, immer nur spielen, ist ein Wirbelwind. Nur auf Distanz ist ihm seine Schwester lieb.

Bücher waren ihm von früh an die fehlende Latte im Zaun, seine Schlupflöcher in andere Welten. Doch sehe ich ihn auch Grimassen schneiden, wenn er nichts tut, nur zwischen den Möbeln des Wohnzimmers rumstreicht und dabei so abwesend zu sein scheint, daß die Mutter ihn anrufen muß: »Wo biste nu schon wieder? Was denkste dir jetzt wieder aus?«

belagert wurde, beim Volkssturm eingesetzt worden seien. Viele mögen dabei draufgegangen sein, ohne daß man ihren Heldentod filmte.

Auf dem Bahnhof kümmerte sich niemand um die Brände in Sichtweite. Normaler Betrieb herrschte: gegenläufiges Gedränge, Geschimpfe, plötzliche Lachsalven. Urtauber mußten zurück an die Front, kamen von dort. BdM-Mädel teilten Heißgetränke aus und nahmen es kichernd hin, von Landsern befummelt zu werden.

Was roch vordringlich: der gestauchte Rauch der Dampflokomotiven unterm nur mäßig beschädigten Dach der Bahnhofshalle oder der Brandgeruch?

Ich stand vor verwirrend vielen Hinweisen auf Sammelpunkte, Melde- und Leitstellen. Zwei Feldgendarmen, kenntlich durch Metallschilder, die an Ketten vor der Brust hingen, weshalb sie vorwarnend »Kettenhunde« genannt wurden, wiesen den Weg. In der Schalterhalle des Bahnhofs – doch welcher der Berliner Bahnhöfe war es? –, wo frisch Einberufene meines Alters in Reihe standen, bekam ich nach kurzem Warten einen Marschbefehl zugeschoben, der als nächstes Reiseziel Dresden vorschrieb.

Jetzt sehe ich in der Wartereihe schwatzende Jungs. Neugierig sind wir, als habe man uns Abenteuer versprochen. Lustig geht es zu. Mich höre ich zu laut lachen, weißnichtworüber. Marschverpflegung wird ausgeteilt, Zigaretten gehören dazu, sogar für mich, den Nichtraucher. Schnell sind meine verteilt. Einer der Jungs bietet mir als Gegenwert etwas an, das es sonst nur zu Weihnachtsen gibt: in Kakao gewälzte Marzipankartoffeln. So von Wirklichkeit bedrängt, glaube ich zu träumen.

Dann trieb uns Fliegeralarm in das weiträumige Keller-geschoß des Bahnhofs, das als Luftschutzraum genutzt

wurde. Dort staute sich bald eine gemischte Gesellschaft: Soldaten und Zivilisten, darunter viele Kinder, auch Verwundete auf Tragbahren oder von Krücken gestützt. Und mittendrin eine Gruppe Artisten, zu denen Liliputaner gehörten: alle in Kostümen; der Fliegeralarm hatte sie direkt von der Vorstellung in den Keller geschleucht.

Während draußen die Flak ballerte und fern wie nah Bomben einschlugen, ging ihr Theater hier unten weiter: ein Gnom erstaunte uns als Jongleur, der Kegel, Bälle, farbige Ringe zugleich in der Luft hielt und wirbeln ließ. Mehrere Liliputaner führten akrobatische Kunststücke vor. Zu ihnen gehörte eine zierliche Dame, die sich ammutig zu verknoten verstand, dabei Kußhändchen verteilt und viel Beifall bekam. Geführt wurde die Gruppe, die als Fronttheater unterwegs war, von einem kleinwüchsigen Greis, der als Clown auftrat. Aus leeren bis gefüllten Gläsern, die gereiht standen, zauberten seine den Gläserrand streichelnden Finger Musik: jammervoll süß. Er lächelte geschminkt. Ein Bild, das blieb.

Bald nach der Entwarnung erreichte ich mit der Stadtbahn einen anderen Bahnhof. Wieder brannten aus Fensterhöhlen helllauf in Flammen stehende Häuserblöcke. Abermals Ruinenfassaden, ganze Straßenzellen, die während zurückliegender Bombennächte ausgebrannt waren. Entfernt eine Fabrikhalle wie von innerer Festbeleuchtung erglüht. Im Morgengrauen stand der Zug nach Dresden abfahrbereit.

Nichts über die Fahrt dorthin. Kein Wort über den Belag der Marschverpflegung und keine vorausseilenden, keine rücklings anfallenden Gedanken, die zu entziffern wären. Nur zu behaupten und deshalb zu bezweifeln

bleibt, daß mir erst hier, in der vom Krieg noch unberührten Stadt, genauer, nahe der Neustadt, und zwar im Obergeschoß einer großbürgerlichen Villa, gelegen im Ortsteil Weißer Hirsch, gewiß wurde, welcher Truppe ich anzugehören hatte. Mein nächster Marschbefehl machte deutlich, wo der Rekrut meines Namens auf einem Truppenübungsplatz der Waffen-SS zum Panzerschützen ausgebildet werden sollte: irgendwo weit weg in den böhmischen Wäldern...

Zu fragen ist: Erschreckte mich, was damals im Rekrutierungsbüro unüberschaubar war, wie mir noch jetzt, nach über sechzig Jahren, das doppelte S im Augenblick der Niederschrift schrecklich ist?

Der Zwiebelhaut steht nichts eingeritzt, dem ein Anzeichen für Schreck oder gar Entsetzen abzulesen wäre. Eher werde ich die Waffen-SS als Eliteeinheit gesehen haben, die jeweils dann zum Einsatz kam, wenn ein Fronteinbruch abgeriegelt, ein Kessel, wie der von Demjansk, aufgesprengt oder Charkow zurückerobert werden mußte. Die doppelte Rune am Uniformkragen war mir nicht anstößig. Dem Jungen, der sich als Mann sah, wird vor allem die Waffengattung wichtig gewesen sein: wenn nicht zu den U-Booten, von denen Sondermeldungen kaum noch Bericht gaben, dann als Panzerschütze in einer Division, die, wie man in der Leitstelle Weißer Hirsch wußte, neu aufgestellt werden sollte, und zwar unter dem Namen »Jörg von Frundsberg«.

Der war mir als Anführer des Schwäbischen Bundes aus der Zeit der Bauernkriege und als »Vater der Landsknechte« bekannt. Jemand, der für Freiheit, Befreiung stand. Auch ging von der Waffen-SS etwas Europäisches aus: in Divisionen zusammengefaßt kämpften freiwillig Franzo-

sen, Wallonen, Flamen und Holländer, viele Norweger, Dänen, sogar neutrale Schweden an der Ostfront in einer Abwehrschlacht, die, so hieß es, das Abendland vor der bolschewistischen Flut retten werde.

Also Ausreden genug. Und doch habe ich mich über Jahrzehnte hinweg geweigert, mir das Wort und den Doppelbuchstaben einzugestehen. Was ich mit dem dummen Stolz meiner jungen Jahre hingewonnen hatte, wollte ich mir nach dem Krieg aus nachwachsender Scham verschweigen. Doch die Last blieb, und niemand konnte sie erleichtern.

Zwar war während der Ausbildung zum Panzerschützen, die mich den Herbst und Winter lang abstumpfte, nichts von jenen Kriegsverbrechen zu hören, die später ans Licht kamen, aber behauptete Unwissenheit konnte meine Einsicht, einem System eingefügt gewesen zu sein, das die Vernichtung von Millionen Menschen geplant, organisiert und vollzogen hatte, nicht verschleiern. Selbst wenn mir tätige Mitschuld auszurechnen war, blieb ein bis heute nicht abgetragener Rest, der allzu geläufig Mirverantwortung genannt wird. Damit zu leben ist für die restlichen Jahre gewiß.

Hinter und zwischen Wäldern, auf zerwühlten Äckern. Schnee lastete auf Bäumen, Barackendächern. In weiter Ferne der zwiebelartige Turmhelm einer Kirche. Kein tschechisches Wort war auf dem namenlosen Truppenübungsplatz zu hören, nur deutsche Kommandosprache, die bei Frost besonders weit trug.

Unsere Ausbildung an veraltetem Gerät – Panzer III und Panzer IV, die während der ersten Kriegsjahre eingesetzt worden waren – vollzog sich als zermühbende Schinderei. Ich glaubte, das müsse so sein, doch kühlte der Hit-

4 Die Box 4
4 Zumbelkammergeschichten
2008



Übriggeblieben

Es war einmal ein Vater, der tief, weil alt geworden, seine Söhne und Töchter zusammen – vier, fünf, sechs, acht an der Zahl –, bis sie sich nach längerem Zögern seinem Wunsch fügten. Um einen Tisch sitzen sie nun und beginnen sogleich zu plaudern: jeder für sich, alle durcheinander, zwar ausgedacht vom Vater und nach seinen Worten, doch eigensinnig und ohne ihn, bei aller Liebe, schonen zu wollen. Noch spielen sie mit der Frage: Wer fängt an? Zuerst kamen zweieinig Zwillinge, die hier Patrick und Georg, kurz Pat und Jorsch, in Wirklichkeit anders heißen. Dann erfreute ein Mädchen die Eltern, das nunmehr Lara gerufen wird. Alle drei Kinder bereicherten unsere überbevölkerte Welt, bevor die Pille käuflich, Verhütung zur Regel und Familien geplant wurden. So zählte ungerufen – und wie nach des Zufalls Laune geschenkt – noch jemand dazu, der eigentlich auf den Namen Thadäus hören soll, aber von allen, die rund um den Tisch versammelt sind, Taddel genannt wird: »Hör auf zu blödeln, Taddel!« – »Latsch nicht auf deine Schnüsenkel, Taddel!« – »Los, Taddel, bring nochmal deine Rudi-Ratlos-Nummer...«

Obgleich erwachsen und von Beruf, Familie gefordert, reden Töchter und Söhne so, als wollten sie wortwörtlich rückfällig werden, als lasse sich, was nur in Umrisen dämmert, dennoch wie greifbar fassen, als könne Zeit nicht vergehen, als höre Kindheit nie auf.

Doch als sie dann viel später, wenn auch leider nur wenige Male, mich geknipst hat, fiel euer Mariechen nie dabei auf. Immer hielt sie sich abseits und wirkte, schmal wie sie war, irgendwie verloren. Sah vereinsamt aus, nicht eigentlich traurig, was ja im Prinzip zu versehen gewesen wäre, eher wie abwesend. »Ich bin ja bloß übrigeblieben«, sagte sie zu mir, als sie meinen Papa, mein Mütterchen und mich zum deutsch-französischen Volksfest draußen in Tegel begleitete, wo wir auf einem Kettenkarussell hoch durch die Lüfte... Ach, war das schön, wie wir...

Genau, Nana! Denn von ihrer Aefa-Box, die äußerlich vergammelt und an den Ecken bestoßen aussah, hat sie dasselbe gesagt: »Die ist von allem, was mein Hans und ich mal hatten, übrigeblieben, hängt deshalb an ihr.«

Sobald wir fragten: »Wovon biste denn übrigeblieben, Mariechen?«, redete sie vom Krieg.

Aber nicht über das, was ihr Hans im Krieg erlebt und gemacht hatte, sondern nur über das, was ihr wichtig gewesen ist. »Mein Hans«, hat sie zu unserem Vater gesagt, »der kam nur, wenn er Fronturlaub hatte oder auf Dienstreise war. Hat womöglich unterwegs schlimme Sachen gesehen. Na, im Osten und überall. Hat man nicht Worte für. Achachach.«

Ihr Fotoatelier muß damals woanders gewesen sein, zwar auch auf dem Kudamm, doch mehr Richtung Halensee.

Davon bekam Vater ne lange Story erzählt, wobei Pat und ich zuhörten: »Wir wurden ausgebombt gegen Schluß. Ein Glück, daß mein Hans weg an der Front war und die Leica und die Hasselblad bei sich hatte. Sonst blieb nusch. Alles futsch und verbrannt, während ich unten im Keller... Das ganze Archiv

verschmurgelt. Die Lampen bloß noch Schrott. Nur die Box blieb übrig, weiß nicht, warum. War bißchen angekokelt, besonders der Lederkasten, in dem sie mal steckte.«

Und dann hat sie noch gesagt: »Meine Box macht Bilder, die gibts nicht. Und Sachen sieht die, die vorher nicht da waren. Oder zeigt Dinge, die möchten euch nicht im Traum einfallen. Ist allsichtig, meine Box. Muß ihr beim Brand passiert sein. Spielt verrückt seitdem.«

Manchmal sagte sie: »So ist das, Kinder, wenn man übrigbleibt. Man steht in der Gegend rum und tickt nicht mehr richtig.«

Nie wußten wir genau, wer nicht mehr richtig tickte. Sie oder die Box oder alle beide.

Was aus der Hasselblad und der Leica wurde, weiß ich von Vater, der das paarmal zu hören bekam: »Die hat mein Hans überten Krieg gerettet, weil er als Soldat nie geschossen hat, sondern überall an der Front nur Fotograf gewesen ist. Damit kam er zurück. Hatte auch unbenutzte Filme, den Rucksack voll. Die waren dann unser Kapital gleich nach Schluß. Konnten wir sofort mit anfangen, als es hieß: nu is Frieden endlich.«

Anfangs hat ihr Hans nur Besatzer, meistens Amis fotografiert, auch nen englischen Oberst.

Dann kam sogar ein französischer General. Der zahlte mit ner Flasche Cognac.

Und einmal sollen von der Besatzung drei Russkis hochgekommen sein. Klar! Brachten Wodka mit.

Die Amis kamen mit Zigaretten.

Und vom Tommy kriegten sie Tee und Corned Beef.

Und einmal, als wir dabei waren, sagte Mariechen:

Krummes Ding

Es waren einmal. Doch nun sind sie unwiderrufflich erwachsen und steuerpflichtig; zählen, wie Pat und Jorsch, graue Haare, werden, wie Lara, wenn auch nicht allzubald, Großmutter sein, haben, wie Jasper, Probleme mit zu eng gefügten Terminen, sitzen aber doch alle acht bei Lena, die diesmal – zwischen zwei Theaterauftritten – eingeladen hat: »Extrem viel Zeit bleibt nicht, wenn wir vor Mitte Oktober zu Potte kommen wollen.«

»Und dann soll auch noch alles unter Papas Regie laufen. Er denkt sich uns einfach aus!« ruft Nana.

»Und mir legt er Wörter in den Mund, die absolut nicht meine sind«, beklagt sich Taddel.

Fast sieht es so aus, als wollten sich einige der Geschwister verweigern – Pat spricht von Boykott –, doch dann sagt Jorsch, »Laßt doch den Alten...«, und Paulchen stellt »total irre Dunkelkammergeschichten« in Aussicht.

Lenas Kreuzberger Mietwohnung ist in der vierten Etage eines sanierten Althaus zu finden. Voraussichtlich wird es um Jasper, Paulchen und Taddel gehen, dennoch reisten Lara und Pat von weither an. Nana hat sich freigezogen, weil, wie sie sagt, »es immer wieder schön ist, lauter alte Geschichten zu hören, bei denen ich selbst allzugenau dabei gewesen wäre«. Jorsch ist mit neuen Bedenken zur Stelle. Gerüstet mit technischen Details, stellt er die Box in Frage: »Verrückt ist daran, daß die alte Marie nicht mit der weit höherwertigen Agfa-Spezial, sondern –

bin sicher – mit dem simpelsten aller Kästen all das Zeug geknipst haben wird, nämlich mit der sogenannten Preis-Box. Hiels so, weil sie nur vier Reichsmark gekostet hat. Kam zweieinddreißig, während der Weltwirtschaftskrise auf den Markt. Ging aber trotzdem mit annähernd neunhunderttausend Exemplaren über die Theke.«

Etwas umständlich erklärt er die Werbung der Firma Agfa, nach deren Regeln der potentielle Käufer Markstücke mit den Prägeortkürzeln A-G-F-A sammeln mußte, um zum Billigpreis in den Besitz des Kastens zu kommen.

»Die Leute standen Schlange!«

Daraufhin meldet Taddel grundsätzlich Zweifel an: »Egal womit sie geknipst hat, hinterher hat sie getrickst und gemogelt, bis wir glauben, dran glauben müssen.«

Dem folgt Schweigen, das Pat aufhebt, indem er wissen möchte, warum Nana paar Jahre nach dem Fall der Mauer die Schule gewechselt habe, »und zwar von West ausgerechnet nach Ostberlin rüber? Und um Hebamme zu werden, biste dann noch zu den Sachsen nach Dresden gegangen.« Einer der Söhne – ist es Taddel oder Jasper? – kann sich nicht verkneifen, daraus den Schluß zu ziehen: »Bist ne richtige Ossifrau geworden.« Und Nana antwortet: »Im Prinzip schon.«

Mit reich bestückter Käseplatte, Oliven und Walnüssen, dazu vielerlei Brot, hat Lena den Tisch gedeckt. Paulchen entkorkt Weißweinflaschen. Alle acht, die ab jetzt nicht mehr erwachsen sein mögen, wollen zugleich beginnen.

Und wann endlich bekam unser Vater die Ratte geschenkt?

Zum Geburtstag etwa?

Soll sich schon lange eine gewünscht haben.

Sag schon, Paulchen, ob du...

Geht in Ordnung, wenn sie bei dir, wo du doch von Beruf Fotograf bist und bestimmst...

Wär wirklich okay, wenn du...

Nix sag ich. Glaub mir sowieso keiner.

Wetten, daß er den Kasten in Sicherheit gebracht hat, vielleicht versteckt irgendwo in Brasilien...

Stimmst, Paulchen?

Wolltest bestimmt im Regenwald letzte Indianer mit Mariechens Box knipsen, und was an Bäumen noch übrig geblieben ist.

Also, wo ist sie hin?

Jadock, verdammst, wo?

Hört endlich auf.

Paulchen wird schon wissen, warum er mit keinem Wort...

Jeder hat Heimlichkeiten.

Ich sag euch ja auch nicht alles.

Keiner sagt alles.

Und unser Väterchen schon gar nicht.

Außerdem gabs keine Neuigkeiten mehr aus der Dunkelkammer zu erzählen, seitdem es kein Mariechen und keine Box mehr gab und danach alles langweilig wurde, nur noch normal lief.

Weshalb jetzt Schluß sein sollte.

Schluß ist!

Für mich sowieso, weil ich nämlich und zwar sofort in die Klinik... Hab Nachdienst wie gestern schon. Da hatten wir fünf Geburten, jede unkompliziert. Nur eine Mutter war deutscher Herkunft. Die vier anderen kamen von überall... Will übrigens Schnappschüsse von den fünf Babys machen. Will ich jetzt immer nach jeder Geburt...

Und zwar mit einer Box, die ich mir kürzlich auf dem Flohmarkt... War nicht mal billig, sieht aber aus wie die von eurer alten Marie. Steht sogar Agfa drauf. Die Mütter freuen sich bestimmt, wenn ich Knipstotos von ihren Babys... Mach ich, weil sowas für die Erinnerung gut ist, aber auch als Hebamme, rein berufsmäßig, wie Lara sagen würde, und weil man so vielleicht sehen kann, was aus den Babys später, viel später mal...

Los, Atze, stell ab, sonst gehst weiter und weiter, endlos so weiter...

...weil unstren Vater immer noch ne Geschichte...

...denn nur er, nie wir...

Aber nichts hat er mehr zu sagen. Erwachsenen blicken die Kinder streng. Sie weisen auf ihn mit Fingern. Das Wort wird dem Vater entzogen. Laut und mit Nachhall rufen die Töchter, die Söhne: »Das sind nur Märchen, Märchen...« - »Stimmt«, hält er leise dagegen, »doch sind es eure, die ich euch erzählen ließ.«

Schnelle Blicke wechseln. Halbsätze zerkaut, verschluckt: beteuerte Liebe, aber auch Vorwürfe, die schon seit längerer Zeit vorrätig lagern. Schon soll nicht gelten, was auf Schnappschüssen gelebt wurde. Schon heißen die Kinder, wie sie richtig heißen. Schon schrumpft der Vater, will sich verflüchtigen. Schon regt sich flüsternd Verdacht, er, nur er habe Mariechen beerbt und die Box - wie anders auch - bei sich versteckt: für später, weil immer noch was in ihm tickt, das abgearbeitet werden muß, solange er noch da ist...)

Nun ist sogar Lara bereit, auf Wunsch und wie in Kinderjahren, »meerschweinmäßig« zu quieken. Nana lacht am längsten, ruft: »Bittebitte, nochmal!« Nur Paulchen bleibt ernst und gesammelt, als müsse er sich auf etwas vorbereiten, das unbedingt raus will, aber noch vor sich hinzögert.

Zum Glück wollen sowieso alle anderen, Pat voran, zu Wort kommen. Während Jorsch zum letzten Mal, wie jeder bestätigt, die Mikrofone stellt, wirt sein Zwillingbruder die Frage auf, wem von den Geschwistern es besonders lästig gewesen sei, einen berühmten Vater zu haben. Doch niemand will sich als übermäßig geschädigt oder gar Opfer väterlichen Ruhms darstellen. Lara erzählt, wie sie als Kind ein Dutzend Autogramme von ihm verlangt habe: »Hat er mir kopfschüttelnd gegeben, auf zwölf Blatt, dann aber gefragt: ›Sag mal, Tochterleben, warum so viele?‹ Da hab ich gesagt: ›Für zwölf von dir krieg ich eins von Heinjje.‹«

Sie kann sich nicht erinnern, ob ihr Väterchen enttäuscht gewesen sei oder gelacht habe über den Tauschhandel. Aber die Heinjje-Schnulze, »Mamatschi, schenk mir ein Pferdchen«, habe er zu singen versucht. »Und dann ist er wieder nach oben ans Stehpult zu seiner geliebten Olivetti...«

Mit diesem Hinweis hat Lara ihrem Bruder Pat das Stichwort gegeben.

Ist nun mal so bei ihm. War immer so. »Muß man abarbeiten«, hat er gesagt. Konnte doch jeder von uns mitkriegen, wie er alles, was er erlebt hat, als er noch jung war und kurze Hosen getragen hat, später voll abarbeiten mußte. Die ganze Nazischeiße raufunter. Was er vom

194

Krieg gewußt, und wovor er Schiß gehabt und weshalb er überlebt hat. Dann, als nur noch überall Ruinen rumstanden, mußte er sogar die Trümmer und auch den Hunger, den er hatte... Ob oben im Friedenauer Klinkerhaus oder im Dorf in der Kirchspieltogtei und im Haus hinterm Deich, selbst jetzt noch in seinem Behlendorfer Stall, überall, sag ich, kritzelte er vor sich hin oder hackte auf seiner Olivetti rum, immer vorm Stehpult, lief dabei hin und her, rauchte sein Zeug – früher Selbstgedrehte, dann Pfeife –, brabbelte Wörter und bandwurmlange Sätze, schnitt Grimassen, wie ich Grimassen schneide, und bekam gar nicht mit, wenn einer von uns, ich oder mein Atze oder du, Lara, oder bei euch auffem Dorf ihr Jungs oder Täd-del, reinguckte bei ihm, wenn er schon wieder was in der Machte hatte. Viel später haben sogar Lena und Nana mitgekriegt, was bei ihm abarbeiten hieß: ein Buch nach dem anderen. Zwischendurch noch anderes Zeug, falls er nicht weg war und Reden hielt, mal hier, mal da. Oder sich wehren mußte, weil von rechts oder ganz links... Doch wenn wir oben bei ihm irgendwas wollten, tat er so, als würd er zuhören, jedem von uns. Gab sogar richtig Antwort. Dabei konnte man ahnen, daß er nur hörte, was in ihm drin tickte, und zwar immerzu. Hat er zu mir gesagt, bestimmt zu jedem von euch, als ihr noch klein gewesen seid: »Später mal spielen wir, wenn ich mehr Zeit hab. Muß erst noch was abarbeiten, das nicht warten will...«

Weshalb es ihn kaum gejuckt hat, wenn die Zeitungsfritten wieder mal über ihn herfielen...

...fast jedesmal, wenn er ein Buch fertig hatte.

Oder er tat, als würd ihn sowas nicht jucken. »Ist jetzt schon Schnee von gestern«, hat er gesagt.

195

Also brachte ich von meiner Polenreise einen Vorrat an Fundsachen nach Paris mit: aufschäumendes Brausepulver, Kartfreitagslärm und Teppichklopfstangen, den Fluchtweg des Geldbriefträgers, der den Kampf um die Polnische Post überlebt hatte, Schulwege hin und zurück, was die städtische Bibliothek an Zeitungsjahrgängen aufbewahrt hatte, die Kinoprogramme im Herbst neununddreißig. Zudem Gellüster in Beichstühlen, Inschriften auf Grabsteinen, den Geruch der Ostsee und Bernsteinkrümel, die zwischen Brösen und Gletkau entlang dem Wellensaum zu finden waren.

So kam alles zu Wort und blieb frisch, weil in Paris wie unter einer Käseglocke aufgehoben. So erschöpfte ich mich und war dennoch nicht leergelöffelt, schrieb zwar noch eigenhändig, war aber mittlerweile Werkzeug nur und hörig meinen Figuren, besonders der einen, die – weißlichwarum – Oskar hieß. Überhaupt weiß ich wenig darüber zu sagen, wie etwas entstand und entsteht; es sei denn, ich mußte lügen...

Und als ich im Oktober des gleichen Jahres von Paris über München in irgendein bayerisches oder schwäbisches Nest namens Großholzleute reiste, um dort vor der versammelten Gruppe 47 die Kapitel »Der weite Rock« und »Fortuna Nord« zu lesen, wurde dem Autor eines annähernd fertigen Romans der Preis der Gruppe zugesprochen. Viertausendfünfhundert Mark kamen zusammen, spontan von Verlegern gespendet: mein erstes großes Geld, das mir half, in Ruhe alles noch einmal in die Olivetti zu tippen, sozusagen ins reine.

Außerdem trug uns das Preisgeld einen formschönen Plattenspieler der Firma Braun ein, genannt »Schneewittchensarg«, den ich in München nach erster Rundfunk-

lesung kaufte und nach Paris brachte, auf dem wir Strawinskys »Frühlingsopfer« und Bartóks »Blaubart« hörten, immer wieder. Nun waren wir nicht mehr arm und konnten uns Kalbsleber und Schallplatten kaufen.

In Paris tanzten Anna und ich offen und eng. In Paris waren wir glücklich und ahnten nicht, wie lange noch. In Paris kam de Gaulle an die Macht und lernte ich, die Knüppelgewalt der französischen Polizei zu fürchten. In Paris wurde ich zusehends politischer. In Paris setzten sich vor fließender Wand etliche Tuberkulome in meiner Lunge fest, die erst in Berlin auskuriert wurden. In Paris liefen mir die Zwillinge auf der Avenue d'Italie in verschiedene Richtung davon, so daß ich nicht wußte, wenn zuerst hinterdrein. In Paris war Paul Celan nicht zu helfen. In Paris war bald kein Bleiben mehr.

Und als dann im Herbst neunundfünfzig der Roman »Die Blechtrommel« in erster Auflage erschien, führen Anna und ich von Paris aus zur Frankfurter Buchmesse, wo wir bis in den Morgen hinein tanzten.

Und als wir im Jahr drauf Paris hinter uns ließen und abermals, nun als Familie, in Berlin Wohnung in einer Halbbrunne nahmen, begann ich in der Karlsbader Straße, wo mir von fünf Zimmern eines zustand, sofort wieder zu zeichnen und zu schreiben, denn mit meiner Olivetti, dem Hochzeitsgeschenk, hatte ich schon von Paris aus neuen Anlauf genommen...

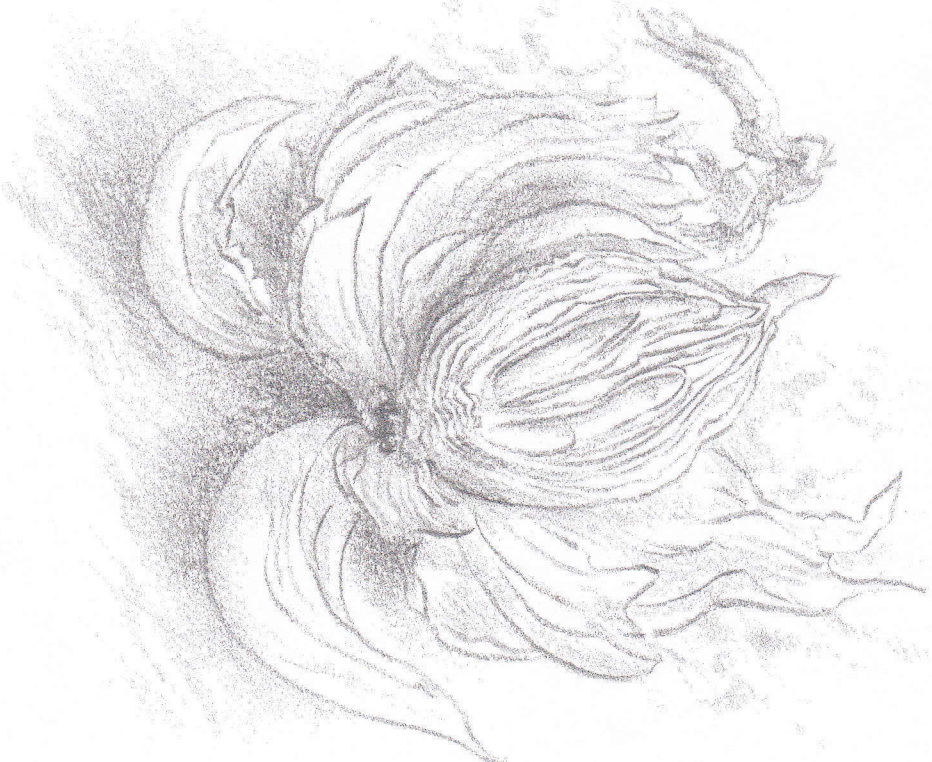
So lebte ich fortan von Seite zu Seite und zwischen Buch und Buch. Dabei blieb ich inwendig reich an Figuren. Doch davon zu erzählen, fehlt es an Zwiebeln und Lust.

Wie ich zum Raucher wurde

Wer von Berufs wegen genötigt ist, über die Jahre hinweg sich selbst auszubenten, der wird zum Verwerter von Resen. Viel blieb nicht. Was sich dank greifbarer Hilfsmittel formen, verformen, schließlich in Sprüngen vorwärts, dann wieder gegenläufig erzählen ließ, haben als allestresende Monster die Romane geschluckt und in Wortkaskaden ausgeschieden. Dem lyrischen folgte der epische Stoffwechsel. Nach so viel Kot – was alles zu Buche schlug – keimte die Hoffnung, endlich zum Hohraum geworden, besenrein leergeschrieben zu sein.

Und doch sind Überbleibsel geblieben, die der Zufall aufsparte: etwa ein Ausweis, datiert auf das Wintersemester achtundvierzig-neunundvierzig. Gestempelt hat ihn die Staatliche Kunstakademie Düsseldorf. Geknickt, brüchig, bestoßen liegt er vor, drauf als Paßfoto im genormten Format die Abbildung eines jungen Mannes, dessen braune Augen und dunkles Haar südländische Herkunft, eher den Balkan als Italien vermuten lassen. Bemüht bürgertlich trägt er eine Krawatte, scheint aber in jener Grundstimmung zu sein, die bald nach dem Krieg als Existentialismus in Mode war und in neorealistischen Filmen Gestik und Mimik bestimmte, so gottverlassen düster und auf sich selbst beschränkt schaut er ins Objektiv.

Kein Zweifel, die schriftlichen Vermerke zur Person und die eigenhändige, auf Unterlängen Wert legende Signatur bestätigen, was zu ahnen war: der mir fremde Finsterling



ben war, zum Schluß die letzten aus den Davits gesprungenen Rettungsboote.

»Zufrieden jetzt, Vati?« Damach kein Wort mehr. Seim Blick suchte das vergitterte Fenster; blieb daran hängen. Ich habe weisnichtmehrwas geguasselt. Irgendwas Positives. »Man soll nie aufgeben« oder »Laß uns noch einmal gemeinsam von vorne anfangen« oder irgendeinen Stuß, amerikanischen Filmen nachgeplappert: »Ich bin stolz auf dich.« Auch als ich ging, hatte mein Sohn kein Wort übrig.

Wenige Tage später, nein tags darauf hat mir jemand – er, in dessen Namen ich krebssend vorankam – dinglich geraten, online zu gehen. Er sagte, vielleicht finde sich per Mausclick ein passendes Schlußwort. Bis dahin hatte ich enthaltsam gelebt: nur was der Beruf forderte, ab und zu ein Porno, mehr nicht. Seidem Kommy saß, herrschte ja Funkstille. Auch gab es keinen David mehr.

Mußte lange surfen. Hatte zwar oft den Namen des verfluchten Schiffes im Window, aber nichts Neues oder abschließend Endgültiges. Doch dann kam es dicker als befürchtet. Unter besonderer Adresse stellte sich in deutscher und englischer Sprache eine Website vor, die als »www.kameradschaft-konrad-pokriekle.de« für jemanden warb, dessen Haltung und Gedankengut vorbildlich seien, den deshalb das verhasste System eingekerkert habe. »Wir glauben an Dich, wir warten auf Dich, wir folgen Dir...« Undsoweiter undsoweiter.

Das hört nicht auf. Nie hört das auf.

ten Bootes seien die Sowjets auf Höhe der Stolpebank zum Erfolg gekommen.

Und ich? Nach dem Gedenkgottesdienst habe ich mich zum nachtdunklen Strand verdrückt. Lief auf und ab. Allein und gedankenleer. Da kein Wind ging, schlug auch die Ostsee nur mat und nuchtsagend an.

5

Das nagt an dem Alten. Eigentlich, sagt er, wäre es Aufgabe seiner Generation gewesen, dem Elend der ostpreussischen Flüchtlinge Ausdruck zu geben: den winterlichen Trecks gen Westen, dem Tod in Schneewehen, dem Verrecken am Straßenrand und in Eislöchern, sobald das gefrorene Frischehaff nach Bombenabwürfen und unter der Last der Pferdewagen zu brechen begann, und trotzdem von Heiligenbeil aus immer mehr Menschen aus Furcht vor russischer Rache über endlose Schneeflächen... Flucht... Der weiße Tod... Niemals, sagt er, hätte man über so viel Leid, nur weil die eigene Schuld übermächtig und bekennende Reue in all den Jahren vordringlich gewesen sei, schweigen, das gemiedene Thema den Rechtsgestrückten überlassen dürfen. Dieses Versäumnis sei bodenlos...

Doch nun glaubt der alte Mann, der sich müdegeschriben hat, in mir jemanden gefunden zu haben, der an seiner Stelle – »stellvertretend«, sagt er – gefordert sei, über den Einfall der sowjetischen Armeen ins Reich, über Nemmersdorf und die Folgen zu berichten. Stimmt, ich suche Wörter. Doch nicht er, Mutter zwingt mich. Und nur ihre wegen mischt sich der Alte ein, gleichfalls gezwungen von ihr, mich zu zwingen, als dürfe nur unter Zwang geschrieben werden, als könne auf diesem Papier nichts ohne Mutter geschehen. Er will sie als ein unfafßbares, durch kein Urteil dingfest zu machendes Wesen gekannt haben. Er wünscht sich eine Tulla von gleichbleibend diffuser Leuchtkraft und ist nun

Als ich noch ein alimenterer Bummelstudent war, habe ich an der TU Professor Höllerer gehört. Mit dringlicher Vogelstimme begeisterte er den übervollen Hörsaal. Es ging um Kleist, Grabbe, Büchner, lauter Genies auf der Flucht. »Zwischen Klassik und Moderne« hieß eine seiner Vorlesungen. Ich gefiel mir zwischen jungen Literaten und noch jüngeren Buchhändlerinnen im Wäitzkeller, wo Unfertiges vorgelesen und zerredet wurde. In der Carmerstraße habe ich sogar an einem Kurs nach amerikanischem Muster – creative writing – teilgenommen. Ein gutes Dutzend Hoffnungsträger, Talente waren darunter. Bei mir soll es nicht gelangt haben, versicherte einer der Dozenten, der uns Anfänger mit Themen wie »Telefonseelsorge« zum epischen Entwurf herausfordern wollte. Bei mir reiche es allenfalls zum Kolportageroman. Nun aber hat er mich doch aus der Versenkung geholt: das Herkommen meiner verkorksten Existenz sei ein einmaliges Ereignis, exemplarisch und deshalb erzählenswert.

Einige Talente von damals sind bereits tot. Zwei, drei haben sich einen Namen gemacht. Mein einstiger Dozent scheint sich hingegen leergeschrieben zu haben, sonst hätte er mich nicht als Ghostwriter in Dienst gestellt. Ich will aber nicht weiter im Krebsgang. Es stocke, sagte ich ihm, lohne den Aufwand nicht. Das waren doch nur zwei Spinner, der eine wie der andere. Von wegen, er hat sich geopfert, um sei-

nem Volk ein Beispiel für heldenhaften Widerstand zu liefern. Ging den Juden nach dem Mord kein Stück besser. Im Gegenteil! Der Terror war Gesetz. Und als zweieinhalb Jahre später der Jude Herschel Grünspan in Paris den Diplomaten Ernst vom Rath erschöß, gab es als Antwort die Reichskristallnacht. Und was hat den Nazis, frage ich mich, ein Blutzuge mehr eingebracht? Na schön, ein Schiff wurde auf seinen Namen getauft.

Und schon bin ich wieder auf Spur. Nicht etwa, weil mir der Alte im Nacken sitzt, eher weil Mutter niemals locker gelassen hat. Schon in Schwerin, wo ich, wenn irgendwas eingeweht wurde, mit Halstuch und im Blaumend rumhampeln mußte, hat sie mich gelöchert: »Wie aisig die See gewesen is und wie die Kinderchen alle koppunter. Das mußte aufschrauben. Biste ons schuldig als glücklich Lebender. Werd ech dir aines Tages erzählen, klitzeklein, ond denn schreibste auf...«

Aber ich wollte nicht. Mochte doch keiner was davon hören, hier im Westen nicht und im Osten schon gar nicht. Die *Gasthoff* und ihre verfluchte Geschichte waren jahrzehntelang tabu, gesamtdeutsch sozusagen. Mutter hörte trotzdem nicht auf, mir per Kurierpost in den Ohren zu liegen. Als ich das Studium geschmissen hatte und ziemlich rechtsläufig für Springer zu schreiben begann, bekam ich zu lesen: »Der ist ein Revanchist. Der setzt sich für uns Vertriebene ein. Der druckt das bestimmt in Fortsetzungen, wochenlang...«

Und später, als mir die »kaz« und sonstige linke Kopfstände auf den Nerv gingen, hat mir Tante Jenny, sobald sie mich bei Habel am Roseneck zu Spargel und frischen Kartoffeln am Tisch hatte, Mutters Ermahnungen zum Dessert geliefert: »Meine liebe Freundin Tulla setzt immer noch große

u
Im Krebsgang

4

2002

1

«Warum erst jetzt?» sagte jemand, der nicht ich bin. Weil Mutter mir immer wieder... Weil ich wie damals, als der Schrei überm Wasser lag, schreien wollte, aber nicht konnte... Weil die Wahrheit kaum mehr als drei Zeilen... Weil jetzt erst...

Noch haben die Wörter Schwierigkeiten mit mir. Jemand, der keine Ausreden mag, nagelt mich auf meinen Beruf fest. Schon als junger Spund hätte ich, fix mit Worten, bei einer Springer-Zeitung volontiert, bald gekommt die Kurve gekriegt, später für die »taz« Zeilen gegen Springer geschunden, mich dann als Söldner von Nachrichtenagenturen kurz gefaßt und lange Zeit freiberuflich all das zu Artikeln verknapppt, was frisch vom Messer gesprungen sei: Täglich Neues. Neues vom Tage.

Mag schon sein, sagte ich. Aber nichts anderes hat unsereins gelernt. Wenn ich jetzt beginnen muß, mich selber abzuwickeln, wird alles, was mir schiefgegangen ist, dem Untergang eines Schiffes eingeschrieben sein, weil nämlich, weil Mutter damals hochschwanger, weil ich überhaupt nur zufällig lebe.]

Und schon bin ich abermals jemand zu Diensten, darf aber vorerst von meinem bißchen Ich absehen, denn diese Geschichte fing lange vor mir, vor mehr als hundert Jahren an, und zwar in der mecklenburgischen Residenzstadt Schwerin, die sich zwischen sieben Seen erstreckt, mit der

bel für zwölf Mark servieren, schnitten die Klein und Kleiner, bis der Saft es schaffte, was schaffte? Schaffte, was die Welt und das Leid dieser Welt nicht schafften: die runde menschliche Träne. Da wurde geweint. Da wurde endlich wieder einmal geweint. Anständig geweint, hemmungslos geweint, frei weg geweint. Da floß es und schwemmte fort. Da kam der Regen. Da fiel der Tau. Schleusen fallen Oskar ein, die geöffnet werden. Dammbrüche bei Springflur. Wie heißt doch der Fluß, der jedes Jahr über die Ufer tritt, und die Regierung tut nichts dagegen? Und nach dem Naturereignis für zwölf Mark achtzig spricht der Mensch, der sich ausgeweint hat. Zögernd noch, erstaunt über die eigene nackte Sprache, überließen sich die Gäste des Zwiebelkellers nach dem Genuß der Zwiebeln ihren Nachbarn auf den unbequemen, rupfenbespannten Ki- sten, ließen sich ausfragen, wenden, wie man Mäntel wendet. Oskar jedoch, der mit Klepp und Scholle tränenlos unter der quasi Hühnerleiter saß, will diskret bleiben, will aus all den Offenbarungen, Selbstanklagen, Beichten, Enthüllungen, Ge- ständnissen nur die Geschichte des Fräulein Pioch erzählen, die ihren Herrn Vollmer immer wieder verlor, deshalb ein steinern Herz und tränenlos Aug' bekam und immer wieder Schmuhs teuren Zwiebelkeller aufsuchen mußte.

Wir begegneten einander, sagte Fräulein Pioch, nachdem sie geweint hatte, in der Straßenbahn. Ich kam aus dem Geschäft – sie besitzt und leitet eine vorzügliche Buchhandlung –, der Wagen war vollbesetzt und Willy – das ist der Herr Vollmer – trat mir heftig auf den rechten Fuß. Ich konnte nicht mehr stehen, und wir liebten uns beide auf den ersten Blick. Da ich auch nicht mehr gehen konnte, bot er mir seinen Arm an, begleitete oder besser, trug mich nach Hause und pflegte von jenem Tage an liebevoll jenen Fußnagel, der sich unter seinem Tritt blauschwarz verfärbt hatte. Aber auch sonst ließ er es mir gegenüber nicht an Liebe fehlen, bis der Nagel sich vom rechten großen Zeh löste und dem Wachstum eines neuen Zehnagels nichts mehr im Wege stand. Von jenem Tage an, da

der taube Zehnagel abfiel, erkaltete auch seine Liebe. Wir litten beide unter dem Schwund. Da machte Willy, weil er immer noch an mir hing, auch weil wir beide soviel Gemeinsames hatten, jenen schrecklichen Vorschlag: Laß mich deinen linken großen Zeh treten, bis dessen Nagel rotblau, dann blauschwarz wird. Ich gab nach, und er tat es. Sofort war ich wieder im vollen Genuß seiner Liebe, durfte die genießen, bis auch der linke Nagel des linken großen Zehs wie ein welkes Blatt abfiel; und abermals erlebte unsere Liebe den Herbst. Jetzt wollte Willy meinen rechten großen Zeh, dessen Nagel inzwischen nachgewachsen war, treten, um mir wieder in Liebe dienen zu dürfen. Doch ich erlaubte es ihm nicht. Sagte, wenn deine Liebe wirklich groß und echt ist, muß sie auch einen Zehnagel überdauern können. Er verstand mich nicht und verließ mich. Nach Monaten begegneten wir einander im Konzertsaal. Nach der Pause setzte er sich ungetragt neben mich, da neben mir noch ein Platz frei war. Als der Chor während der neunten Symphonie zu singen anhub, schob ich ihm meinen rechten Fuß hin, von dem ich zuvor den Schuh abgestreift hatte. Er trat zu, und ich störte dennoch nicht das Konzert. Nach sieben Wochen verließ mich Willy abermals. Noch zweimal durften wir uns wenige Wochen lang haben, da ich noch zweimal, einmal den linken, dann den rechten großen Zeh hinhielt. Heute sind beide Zehen verküppelt. Die Nägel wollen nicht mehr nachwachsen. Dann und wann besucht mich Willy, sitzt vor mir auf dem Teppich, starr erschüttert, voller Mitleid mit mir und mit sich selbst, doch ohne Liebe tränenlos auf die beiden nagellosen Opfer unserer Liebe. Manchmal sage ich zu ihm: Komm, Willy, wir gehen zu Schmutz in den Zwiebelkel- ler, weinen wir uns mal richtig aus. Aber bis jetzt hat er nie mitkommen wollen. Der Arme weiß also nichts von der großen Trösterin Träne.

Später – und Oskar verrät das nur, um die Neugierigen unter Ihnen zu befriedigen – kam auch Herr Vollmer, ein Radio- händler übrigens, zu uns in den Keller. Sie weinten gemeinsam

Die Gäste aber nahmen die Bretchen ernsthaft in Empfang. Manche tauschten sie um. Der eine liebte die Profiform des Schweines, der andere oder – wenn es sich um eine Dame handelte – die andere zog dem ordinären Hausschwein den geheimnisvolleren Fisch vor. Sie rochen an den Bretchen, schoben sie hin und her, und der Wirt Schmuß wartete, nachdem er auch die Gäste auf der Galerie bedient hatte, bis jedes Bretchen zur Ruhe gekommen war.

Dann – und alle Herzen warteten auf ihn – dann zog er, einem Zauberer nicht unähnlich, das Deckchen fort: Ein zweites Deckchen deckte den Korb. Darauf aber lagen, mit dem ersten Blick nicht erkenntlich, die Küchenmesser.

Wie zuvor mit den Bretchen ging Schmuß nun mit den Messern reihum. Doch machte er seine Runde schneller, steigerte jene Spannung, die ihm erlaubte, die Preise zu erhöhen, machte keine Komplimente mehr, ließ es nicht zum Umtausch der Küchenmesser kommen, eine gewisse wohl-dosierte Hast fuhr in seine Bewegungen, »Fertig, Achtung, los!« rief er, riß das Tuch vom Korb, griff hinein in den Korb, verteilte, teilte aus, streute unters Volk, war der milde Geber, versorgte seine Gäste, gab ihnen Zwiebeln, Zwiebeln, wie man sie goldgelb und leicht stilisiert auf seinem Shawl sah, Zwiebeln gewöhnlicher Art, Knollengewächse, keine Tulpenzwiebeln, Zwiebeln, wie sie die Hausfrau einkauft, Zwiebeln, wie sie die Gemüsefrau verkauft, Zwiebeln, wie sie der Bauer oder die Bäuerin oder die Magd pflanzt und erntet, Zwiebeln, wie sie, mehr oder weniger getreu abgemalt, auf den Stillen holländischer Kleinmeister zu sehen sind, solche und ähnliche Zwiebeln verteilte der Wirt Schmuß unter seine Gäste, bis alle die Zwiebeln hatten, bis man nur noch die Kanonenöfen bullern, die Karbidlampen singen hörte. So still wurde es nach der großen Zwiebelausstellung – und Ferdinand Schmuß rief »Bittschön, die Herrschaften!« warf das eine Ende seines Shawls über die linke Schulter, wie es Skiläufer vor der Abfahrt tun, und gab damit ein Signal.

Man enthäutete die Zwiebeln. Sieben Häute sagt man der Zwiebel nach. Die Damen und Herren enthäuteten die Zwiebeln mit den Küchenmessern. Sie nahmen den Zwiebeln die erste, dritte, blonde, goldgelbe, rosibraune, oder besser: zwiebelbare Haut, häuteten, bis die Zwiebel gläsern, grün, weißlich, feucht, klebrig wäßrig wurde, roch, nach Zwiebel roch und dann schnitten sie, wie man Zwiebeln schneidet, schnitten geschickt oder ungeschickt auf Hackbretchen, die die Profile von Schweinen und Fischen hatten, schnitten in diese und jene Richtung, daß der Saft spritzte oder sich der Luft über der Zwiebel mitteilte – es mußten die älteren Herren, die mit Küchenmessern nicht umgehen konnten, vorsichtig sein, daß sie sich nicht in die Finger schnitten; schnitten sich aber manche und merkten es nicht – dafür die Damen um so geschickter, nicht alle, aber doch jene Damen, die zu Hause die Hausfrau abgaben, die da wußten, wie man die Zwiebel schneidet, etwa für Bratkartoffeln oder für Leber mit Apfel und Zwiebelringen; doch in Schmußs Zwiebelkeller gab es weder noch, nichts gab es da zu essen, und wer was essen wollte, der mußte woanders hingehen, ins »Fisch!« und nicht in den Zwiebelkeller, denn da wurden nur Zwiebeln geschnitten. Und warum das? Weil der Keller so heiß und was Besonderes war, weil die Zwiebel, die geschnittene Zwiebel, wenn man genau hinschaut . . . nein, Schmußs Gäste sahen nichts mehr oder einige sahen nichts mehr, denen liefen die Augen über, nicht weil die Herzen so voll waren; denn es ist gar nicht gesagt, daß bei vollem Herzen sogleich auch das Auge überlaufen muß, manche schaffen das nie, besonders während der letzten oder verflössenen Jahrzehnte, deshalb wird unser Jahrhundert später einmal das tränenlose Jahrhundert genannt werden, obgleich soviel Leid allenthalben – und genau aus diesen tränenlosen Grunde gingen Leute, die es sich leisten konnten, in Schmußs Zwiebelkeller, ließen sich vom Wirt ein Hackbretchen – Schwein oder Fisch –, ein Küchenmesser für achtzig Pfennige und eine ordinäre Feld-Garten-Küchenzwie-

Die Bleibt vommel

Der weite Rock

Zugegeben: ich bin Insasse einer Heil- und Pflegeanstalt, mein Pfleger beobachtet mich, läßt mich kaum aus dem Auge; denn in der Tür ist ein Guckloch, und meines Pflegers Auge ist von jenem Braun, welches mich, den Blauäugigen, nicht durchschauen kann.

Mein Pfleger kann also gar nicht mein Feind sein. Liebgewonnen habe ich ihn, erzähle dem Gucker hinter der Tür, sobald er mein Zimmer betritt, Begebenheiten aus meinem Leben, damit er mich trotz des ihn hindernden Guckloches kennenlernt. Der Gute scheint meine Erzählungen zu schätzen, denn sobald ich ihm etwas vorgelogen habe, zeigt er mir, um sich erkenntlich zu geben, sein neuestes Knotengebilde. Ob er ein Künstler ist, bleibe dahingestellt. Eine Ausstellung seiner Kreationen würde jedoch von der Presse gut aufgenommen werden, auch einige Käufer herbeilocken. Er knotet ordinäre Bindfäden, die er nach den Besuchsstunden in den Zimmern seiner Patienten sammelt und entwirrt, zu vielschichtig verknorpelten Gespenstern, taucht diese dann in Gips, läßt sie erstarren und spießt sie mit Stricknadeln, die auf Holzsockelchen befestigt sind.

Oft spielt er mit dem Gedanken, seine Werke farbig zu gestalten. Ich rate davon ab, weise auf mein weißlackiertes Metallbett hin und bitte ihn, sich dieses vollkommenste Bett bunt bemalt vorzustellen. Entsetzt schlägt er dann seine Pflegerhände über dem Kopf zusammen, versucht in etwas zu starrem Gesicht allen Schrecken gleichzeitig Ausdruck zu geben und nimmt Abstand von seinen farbigen Plänen.

Mein weißlackiertes metallenes Anstaltsbett ist also ein Maßstab. Mir ist es sogar mehr: mein Bett ist das endlich erreichte Ziel, mein Trost ist es und könnte mein Glaube werden, wenn mir die Anstaltsleitung erlaubte, einige Änderungen vorzunehmen: das Bettgitter möchte ich erhöhen lassen, damit mir niemand mehr zu nahe tritt.

1959

Einmal in der Woche unterbricht ein Besuchstag meine zwischen weißen Metallstäben geflochtene Stille. Dann kommen sie, die mich retten wollen, denen es Spaß macht, mich zu lieben, die sich in mir schätzen, achten und kennenlernen möchten. Wie blind, nervös, wie unerzogen sie sind. Kratzen mit ihren Fingernagelscheren an meinem weißlackierten Bettgitter, kritzeln mit ihren Kugelschreibern und Blaustiften dem Lack langgezogene unanständige Strichmännchen. Mein Anwalt stülpt jedesmal, sobald er mit seinem Hallo das Zimmer sprengt, den Nylonhut über den linken Pfosten am Fußende meines Bettes. Solange sein Besuch währt – und Anwälte wissen viel zu erzählen –, raubt er mir durch diesen Gewaltakt das Gleichgewicht und die Heiterkeit.

Nachdem meine Besucher ihre Geschenke auf dem weißen, mit Wachstum bezogenen Tischen unter dem Anemonen-aquarell deponiert haben, nachdem es ihnen gelungen ist, mir ihre gerade laufenden oder geplanten Rettungsversuche zu unterbreiten und mich, den sie unermüdlich retten wollen, vom hohen Standard ihrer Nächstenliebe zu überzeugen, finden sie wieder Spaß an der eigenen Existenz und verlassen mich. Dann kommt mein Pfleger, um zu lüften und die Bindfäden der Geschenkpackungen einzusammeln. Oftmals findet er nach dem Lüften noch Zeit, an meinem Bett sitzend, Bindfäden aufdröselnd, so lange Stille zu verbreiten, bis ich die Stille Bruno und Bruno die Stille nenne.

Bruno Münsterberg – ich meine jetzt meinen Pfleger, lasse das Wortspiel hinter mir – kaufte auf meine Rechnung fünfhundert Blatt Schreibpapier. Bruno, der unverheiratet, kinderlos ist und aus dem Sauerland stammt, wird, sollte der Vorrat nicht reichen, die kleine Schreibwarenhandlung, in der auch Kinderspielzeug verkauft wird, noch einmal aufsuchen und mir den notwendigen unlinierten Platz für mein hoffentlich genaues Erinnerungsvermögen beschaffen. Niemals hätte ich meine Besucher, etwa den Anwalt oder Klepp, um diesen Dienst bitten können. Besorgte, mir verordnete

Wachstum im Güterwagen

Das schmerzt mich heute noch. Das warf mir soeben den Kopf in die Kissen. Das läßt Fuß- und Kniegelenke deutlich werden, macht mich zum Knirscher – was heißen soll, Oskar muß mit den Zähnen knirschen, damit er das Knirschen seiner eigenen Knochen in den Gelenkpfannen nicht hört. Ich betrachte meine zehn Finger und muß mir eingestehen, sie sind geschwollen. Ein letzter Versuch auf meiner Trommel beweist: Oskars Finger sind nicht nur etwas geschwollen, sie sind für diesen Beruf momentan unbrauchbar; die Trommelstöcke entfallen ihnen.

Auch der Füllfederhalter will sich meiner Führung nicht mehr unterordnen. Um kalte Umschläge werde ich Bruno bitten müssen. Dann, mit kühl umwickelten Händen, Füßen und Knien, mit dem Tuch auf der Stirn werde ich meinen Pfleger Bruno mit Papier und einem Bleistift ausrücken; denn meinen Füllfederhalter verleihe ich ungern. Ob Bruno auch gut zubören will und kann? Wird seine Nacherzählung auch jener Reise im Güterwagen gerecht werden, die am 12. Juni fünfundvierzig begann? Bruno sitzt an dem Tischchen unter dem Anemonebild. Jetzt dreht er den Kopf, zeigt mir die Seite, die man Gesicht nennt, und schaut mit den Augen eines Fabeltieres links und rechts an mir vorbei. Wie er sich den Bleistift quer über den dünnen säuerlichen Mund legt, will er einen Warten den voräuschen. Doch angenommen, er wartet tatsächlich auf mein Wort, auf das Zeichen zum Anfang seiner Nacherzählung – seine Gedanken kreisen um seine Knotengebilde. Bindfäden wird er knüpfen, während es Oskars Aufgabe bleibt, meine verworrene Vorgeschichte wortreich zu entwirren. Bruno schreibt jetzt:

Ich, Bruno Münsterberg, aus Altena im Sauerland, unverheiratet und kinderlos, bin Pfleger in der Privatabteilung der hiesigen Heil- und Pflegeanstalt. Herr Matzerath, der hier seit

über einem Jahr stationiert ist, ist mein Patient. Ich habe noch andere Patienten, von denen hier nicht die Rede sein kann. Herr Matzerath ist mein harmlosester Patient. Nie gerät er so außer sich, daß ich andere Pfleger rufen müßte. Er schreibt und trommelt etwas zu viel. Um seine überanstrengten Finger schonen zu können, bat er mich heute, für ihn zu schreiben und keine Knotengeburt zu machen. Ich habe mir dennoch Bindfäden in die Tasche gesteckt und werde, während er erzählt, mit den unteren Gliedmaßen einer Figur beginnen, die ich, Herrn Matzeraths Erzählung folgend, »Der Ostflüchtling« nennen werde. Dieses wird nicht die erste Figur sein, die ich den Geschichten meines Patienten entnehme. Bisher knotete ich seine Großmutter, die ich »Apfel in vier Schlafrocken« nenne; knüpfte aus Bindfäden seinen Großvater, den Flößer, nannte den etwas gewagt »Columbus«; durch meinen Bindfäden wurde aus seiner armen Mama »Die schöne Fischesserin«; aus seinen beiden Vätern Matzerath und Jan Bronski knotete ich eine Gruppe, die »Die beiden Skardrescher« heißt; auch schlug ich den narbenreichen Rücken seines Freundes Herbert Truczynski zu Faden, nannte das Relief »Unebene Strecke«; auch einzelne Gebäude, wie die Polnische Post, den Stockturm, das Stadttheater, die Zeughauspassage, das Schiffahrtsmuseum, Greffs Gemüsekeller, die Pestalozzischule, die Badeanstalt Brösen, die Herz-Jesu-Kirche, das Café Vierjahreszeiten, die Schokoladenfabrik Baltic, mehrere Bunker am Atlantikwall, den Eiffelturm zu Paris, den Sertiner Bahnhof zu Berlin, die Kathedrale zu Reims und nicht zuletzt das Mietshaus, in dem Herr Matzerath das Licht dieser Welt erblickte, bildete ich, Knoten um Knoten schlagend, nach, die Girter und Grabsteine der Friedhöfe Sasse und Brentau boten ihre Ornamente meinem Bindfaden an, ich ließ Fadenschlag um Fadenschlag Weichsel und Seine fließen, die Wellen der Ostsee, die Wogen des Atlantik gegen Bindfadenküsten branden, ließ Bindfäden zu kaschubischen Kartoffeläckern und dem Weidland der Normandie werden, bevölkerte die so entstan-

Die Gäste aber nahmen die Bretchen ernsthaft in Empfang. Manche tauschten sie um. Der eine liebte die Profiform des Schweines, der andere oder – wenn es sich um eine Dame handelte – die andere zog dem ordinären Hausschwein den geheimnisvolleren Fisch vor. Sie rochen an den Bretchen, schoben sie hin und her, und der Wirt Schmuß wartete, nachdem er auch die Gäste auf der Galerie bedient hatte, bis jedes Bretchen zur Ruhe gekommen war.

Dann – und alle Herzen warteten auf ihn – dann zog er, einem Zauberer nicht unähnlich, das Deckchen fort: Ein zweites Deckchen deckte den Korb. Darauf aber lagen, mit dem ersten Blick nicht erkenntlich, die Küchenmesser.

Wie zuvor mit den Bretchen ging Schmuß nun mit den Messern reihum. Doch machte er seine Runde schneller, steigerte jene Spannung, die ihm erlaubte, die Preise zu erhöhen, machte keine Komplimente mehr, ließ es nicht zum Umtausch der Küchenmesser kommen, eine gewisse wohl-dosierte Hast fuhr in seine Bewegungen, »Fertig, Achtung, los!« rief er, riß das Tuch vom Korb, griff hinein in den Korb, verteilte, teilte aus, streute unters Volk, war der milde Geber, versorgte seine Gäste, gab ihnen Zwiebeln, Zwiebeln, wie man sie goldgelb und leicht stilisiert auf seinem Shawl sah, Zwiebeln gewöhnlicher Art, Knollengewächse, keine Tulpenzwiebeln, Zwiebeln, wie sie die Hausfrau einkauft, Zwiebeln, wie sie die Gemüsefrau verkauft, Zwiebeln, wie sie der Bauer oder die Bäuerin oder die Magd pflanzt und erntet, Zwiebeln, wie sie, mehr oder weniger getreu abgemalt, auf den Stillen holländischer Kleinmeister zu sehen sind, solche und ähnliche Zwiebeln verteilte der Wirt Schmuß unter seine Gäste, bis alle die Zwiebel hatten, bis man nur noch die Kanonenöfen bullern, die Karbidlampen singen hörte. So still wurde es nach der großen Zwiebelausstellung – und Ferdinand Schmuß rief »Bittschön, die Herrschaften!« warf das eine Ende seines Shawls über die linke Schulter, wie es Skiläufer vor der Abfahrt tun, und gab damit ein Signal.

Man enthäutete die Zwiebeln. Sieben Häute sagt man der Zwiebel nach. Die Damen und Herren enthäuteten die Zwiebeln mit den Küchenmessern. Sie nahmen den Zwiebeln die erste, dritte, blonde, goldgelbe, rostbraune, oder besser: zwiebelbelaubene Haut, häuteten, bis die Zwiebel gläsern, grün, weißlich, feucht, klebrig wäßrig wurde, roch, nach Zwiebel roch und dann schnitten sie, wie man Zwiebeln schneidet, schnitten geschickt oder ungeschickt auf Hackbretchen, die die Profile von Schweinen und Fischen hatten, schnitten in diese und jene Richtung, daß der Saft spritzte oder sich der Luft über der Zwiebel mitteilte – es mußten die älteren Herren, die mit Küchenmessern nicht umgehen konnten, vorsichtig sein, daß sie sich nicht in die Finger schnitten; schnitten sich aber manche und merkten es nicht – dafür die Damen um so geschickter, nicht alle, aber doch jene Damen, die zu Hause die Hausfrau abgaben, die da wußten, wie man die Zwiebel schneidet, etwa für Bratkartoffeln oder für Leber mit Apfel und Zwiebelringen; doch in Schmußs Zwiebelkeller gab es weder noch, nichts gab es da zu essen, und wer was essen wollte, der mußte woanders hingehen, ins »Fisch!« und nicht in den Zwiebelkeller, denn da wurden nur Zwiebeln geschnitten. Und warum das? Weil der Keller so heiß und was Besonderes war, weil die Zwiebel, die geschnittene Zwiebel, wenn man genau hinschaut . . . nein, Schmußs Gäste sahen nichts mehr oder einige sahen nichts mehr, denen liefen die Augen über, nicht weil die Herzen so voll waren; denn es ist gar nicht gesagt, daß bei vollem Herzen sogleich auch das Auge überlaufen muß, manche schaffen das nie, besonders während der letzten oder verflössenen Jahrzehnte, deshalb wird unser Jahrhundert später einmal das tränenlose Jahrhundert genannt werden, obgleich soviel Leid allenthalben – und genau aus diesem tränenlosen Grunde gingen Leute, die es sich leisten konnten, in Schmußs Zwiebelkeller, ließen sich vom Wirt ein Hackbretchen – Schwein oder Fisch –, ein Küchenmesser für achtzig Pfennige und eine ordinäre Feld-Garten-Küchenzwie-

bel für zwölf Mark servieren, schnitten die Klein und Kleiner, bis der Saft es schaffte, was schaffte? Schaffte, was die Welt und das Leid dieser Welt nicht schafften: die runde menschliche Träne. Da wurde geweint. Da wurde endlich wieder einmal geweint. Anständig geweint, hemmungslos geweint, frei weg geweint. Da floß es und schwemmte fort. Da kam der Regen. Da fiel der Tau. Schleusen fallen Oskar ein, die geöffnet werden. Dammbrüche bei Springflur. Wie heißt doch der Fluß, der jedes Jahr über die Ufer tritt, und die Regierung tut nichts dagegen? Und nach dem Naturereignis für zwölf Mark achtzig spricht der Mensch, der sich ausgeweint hat. Zögernd noch, erstaunt über die eigene nackte Sprache, überließen sich die Gäste des Zwiebelkellers nach dem Genuß der Zwiebeln ihren Nachbarn auf den unbequemen, rupfenbespannten Ki- sten, ließen sich ausfragen, wenden, wie man Mäntel wendet. Oskar jedoch, der mit Klepp und Scholle tränenlos unter der quasi Hühnerleiter saß, will diskret bleiben, will aus all den Offenbarungen, Selbstanklagen, Beichten, Enthüllungen, Ge- ständnissen nur die Geschichte des Fräulein Pioch erzählen, die ihren Herrn Vollmer immer wieder verlor, deshalb ein steinern Herz und tränenlos Aug' bekam und immer wieder Schmuhs teuren Zwiebelkeller aufsuchen mußte.

Wir begegneten einander, sagte Fräulein Pioch, nachdem sie geweint hatte, in der Straßenbahn. Ich kam aus dem Geschäft – sie besitzt und leitet eine vorzügliche Buchhandlung –, der Wagen war vollbesetzt und Willy – das ist der Herr Vollmer – trat mir heftig auf den rechten Fuß. Ich konnte nicht mehr stehen, und wir liebten uns beide auf den ersten Blick. Da ich auch nicht mehr gehen konnte, bot er mir seinen Arm an, begleitete oder besser, trug mich nach Hause und pflegte von jenem Tage an liebevoll jenen Fußnagel, der sich unter seinem Tritt blauschwarz verfärbt hatte. Aber auch sonst ließ er es mir gegenüber nicht an Liebe fehlen, bis der Nagel sich vom rechten großen Zeh löste und dem Wachstum eines neuen Zehnagels nichts mehr im Wege stand. Von jenem Tage an, da

der taube Zehnagel abfiel, erkaltete auch seine Liebe. Wir litten beide unter dem Schwund. Da machte Willy, weil er immer noch an mir hing, auch weil wir beide soviel Gemeinsames hatten, jenen schrecklichen Vorschlag: Laß mich deinen linken großen Zeh treten, bis dessen Nagel rotblau, dann blauschwarz wird. Ich gab nach, und er tat es. Sofort war ich wieder im vollen Genuß seiner Liebe, durfte die genießen, bis auch der linke Nagel des linken großen Zehs wie ein welkes Blatt abfiel; und abermals erlebte unsere Liebe den Herbst. Jetzt wollte Willy meinen rechten großen Zeh; dessen Nagel inzwischen nachgewachsen war, treten, um mir wieder in Liebe dienen zu dürfen. Doch ich erlaubte es ihm nicht. Sagte, wenn deine Liebe wirklich groß und echt ist, muß sie auch einen Zehnagel überdauern können. Er verstand mich nicht und verließ mich. Nach Monaten begegneten wir einander im Konzertsaal. Nach der Pause setzte er sich ungetragt neben mich, da neben mir noch ein Platz frei war. Als der Chor während der neunten Symphonie zu singen anhub, schob ich ihm meinen rechten Fuß hin, von dem ich zuvor den Schuh abgestreift hatte. Er trat zu, und ich störte dennoch nicht das Konzert. Nach sieben Wochen verließ mich Willy abermals. Noch zweimal durften wir uns wenige Wochen lang haben, da ich noch zweimal, einmal den linken, dann den rechten großen Zeh hinhielt. Heute sind beide Zehen verküppelt. Die Nägel wollen nicht mehr nachwachsen. Dann und wann besucht mich Willy, sitzt vor mir auf dem Teppich, starr erschüttert, voller Mitleid mit mir und mit sich selbst, doch ohne Liebe tränenlos auf die beiden nagellosen Opfer unserer Liebe. Manchmal sage ich zu ihm: Komm, Willy, wir gehen zu Schmutz in den Zwiebelkel- ler, weinen wir uns mal richtig aus. Aber bis jetzt hat er nie mitkommen wollen. Der Arme weiß also nichts von der großen Trösterin Träne.

Später – und Oskar verrät das nur, um die Neugierigen unter Ihnen zu befriedigen – kam auch Herr Vollmer, ein Radio- händler übrigens, zu uns in den Keller. Sie weinten gemeinsam

u
Im Krebsgang

4

2002

1

«Warum erst jetzt?» sagte jemand, der nicht ich bin. Weil Mutter mir immer wieder... Weil ich wie damals, als der Schrei überm Wasser lag, schreiben wollte, aber nicht konnte... Weil die Wahrheit kaum mehr als drei Zeilen... Weil jetzt erst...

Noch haben die Wörter Schwierigkeiten mit mir. Jemand, der keine Ausreden mag, nagelt mich auf meinen Beruf fest. Schon als junger Spund hätte ich, fix mit Worten, bei einer Springer-Zeitung volontiert, bald gekommt die Kurve gekriegt, später für die »taz« Zeilen gegen Springer geschunden, mich dann als Söldner von Nachrichtenagenturen kurz gefaßt und lange Zeit freiberuflich all das zu Artikeln verknappt, was frisch vom Messer gesprungen sei: Täglich Neues. Neues vom Tage.

Mag schon sein, sagte ich. Aber nichts anderes hat unsereins gelernt. Wenn ich jetzt beginnen muß, mich selber abzuwickeln, wird alles, was mir schiefgegangen ist, dem Untergang eines Schiffes eingeschrieben sein, weil nämlich, weil Mutter damals hochschwanger, weil ich überhaupt nur zufällig lebe.]

Und schon bin ich abermals jemand zu Diensten, darf aber vorerst von meinem bißchen Ich absehen, denn diese Geschichte fing lange vor mir, vor mehr als hundert Jahren an, und zwar in der mecklenburgischen Residenzstadt Schwerin, die sich zwischen sieben Seen erstreckt, mit der

Als ich noch ein alimenterer Bummelstudent war, habe ich an der TU Professor Höllerer gehört. Mit dringlicher Vogelstimme begeisterte er den übervollen Hörsaal. Es ging um Kleist, Grabbe, Büchner, lauter Genies auf der Flucht. »Zwischen Klassik und Moderne« hieß eine seiner Vorlesungen. Ich gefiel mir zwischen jungen Literaten und noch jüngeren Buchhändlerinnen im Wäitzkeller, wo Unfertiges vorgelesen und zerredet wurde. In der Carmerstraße habe ich sogar an einem Kurs nach amerikanischem Muster – creative writing – teilgenommen. Ein gutes Dutzend Hoffnungsträger, Talente waren darunter. Bei mir soll es nicht gelangt haben, versicherte einer der Dozenten, der uns Anfänger mit Themen wie »Telefonseelsorge« zum epischen Entwurf herausfordern wollte. Bei mir reiche es allenfalls zum Kolportageroman. Nun aber hat er mich doch aus der Versenkung geholt: das Herkommen meiner verkorksten Existenz sei ein einmaliges Ereignis, exemplarisch und deshalb erzählenswert.

Einige Talente von damals sind bereits tot. Zwei, drei haben sich einen Namen gemacht. Mein einstiger Dozent scheint sich hingegen leergeschrieben zu haben, sonst hätte er mich nicht als Ghostwriter in Dienst gestellt. Ich will aber nicht weiter im Krebsgang. Es stocke, sagte ich ihm, lohne den Aufwand nicht. Das waren doch nur zwei Spinner, der eine wie der andere. Von wegen, er hat sich geopfert, um sei-

nem Volk ein Beispiel für heldenhaften Widerstand zu liefern. Ging den Juden nach dem Mord kein Stück besser. Im Gegenteil! Der Terror war Gesetz. Und als zweieinhalb Jahre später der Jude Herschel Grünspan in Paris den Diplomaten Ernst vom Rath erschoss, gab es als Antwort die Reichskristallnacht. Und was hat den Nazis, frage ich mich, ein Blutzuge mehr eingebracht? Na schön, ein Schiff wurde auf seinen Namen getauft.

Und schon bin ich wieder auf Spur. Nicht etwa, weil mir der Alte im Nacken sitzt, eher weil Mutter niemals locker gelassen hat. Schon in Schwerin, wo ich, wenn irgendwas eingeweht wurde, mit Halstuch und im Blaumend rumhampeln mußte, hat sie mich gelöchert: »Wie aisig die See gewesen is und wie die Kinderchen alle koppunter. Das mußte aufschrauben. Biste ons schuldig als glücklich Lebender. Werd ech dir aines Tages erzählen, klitzeklein, ond denn schreibste auf...«

Aber ich wollte nicht. Mochte doch keiner was davon hören, hier im Westen nicht und im Osten schon gar nicht. Die *Gasthoff* und ihre verfluchte Geschichte waren jahrzehntelang tabu, gesamtdeutsch sozusagen. Mutter hörte trotzdem nicht auf, mir per Kurierpost in den Ohren zu liegen. Als ich das Studium geschmissen hatte und ziemlich rechtslastig für Springer zu schreiben begann, bekam ich zu lesen: »Der ist ein Revanchist. Der setzt sich für uns Vertriebene ein. Der druckt das bestimmt in Fortsetzungen, wochenlang...«

Und später, als mir die »kaz« und sonstige linke Kopfstände auf den Nerv gingen, hat mir Tante Jenny, sobald sie mich bei Habel am Roseneck zu Spargel und frischen Kartoffeln am Tisch hatte, Mutters Ermahnungen zum Dessert geliefert: »Meine liebe Freundin Tulla setzt immer noch große

ten Bootes seien die Sowjets auf Höhe der Stolpebank zum Erfolg gekommen.

Und ich? Nach dem Gedengottesdienst habe ich mich zum nachtdunklen Strand verdrückt. Lief auf und ab. Allein und gedankenleer. Da kein Wind ging, schlug auch die Ostsee nur mat und nuchtsagend an.

5

Das nagt an dem Alten. Eigentlich, sagt er, wäre es Aufgabe seiner Generation gewesen, dem Elend der ostpreussischen Flüchtlinge Ausdruck zu geben: den winterlichen Trecks gen Westen, dem Tod in Schneewehen, dem Verrecken am Straßenrand und in Eislöchern, sobald das gefrorene Frische Haff nach Bombenabwürfen und unter der Last der Pferdewagen zu brechen begann, und trotzdem von Heiligenbeil aus immer mehr Menschen aus Furcht vor russischer Rache über endlose Schneeflächen... Flucht... Der weiße Tod... Niemals, sagt er, hätte man über so viel Leid, nur weil die eigene Schuld übermächtig und bekennende Reue in all den Jahren vordringlich gewesen sei, schweigen, das gemiedene Thema den Rechtsgestrückten überlassen dürfen. Dieses Versäumnis sei bodenlos...

Doch nun glaubt der alte Mann, der sich müdegeschriben hat, in mir jemanden gefunden zu haben, der an seiner Stelle – »stellvertretend«, sagt er – gefordert sei, über den Einfall der sowjetischen Armeen ins Reich, über Nemmersdorf und die Folgen zu berichten. Stimmt, ich suche Wörter. Doch nicht er, Mutter zwingt mich. Und nur ihre wegen mischt sich der Alte ein, gleichfalls gezwungen von ihr, mich zu zwingen, als dürfe nur unter Zwang geschrieben werden, als könne auf diesem Papier nichts ohne Mutter geschehen. Er will sie als ein unfafßbares, durch kein Urteil dingfest zu machendes Wesen gekannt haben. Er wünscht sich eine Tulla von gleichbleibend diffuser Leuchtkraft und ist nun

und von der bewegten Wasseroberfläche aufsteigend, in der Tausende lebend oder tot in ihren Schwimmwesten hingen. Aus halbvollen und überfüllten Booten, von engbesetzten Flößen, die von Wellen gehoben wurden, in Wellentälern verschwand, von überall her stieg gebündelt der Schrei auf und steigerte sich mit dem plötzlich einsetzenden, dann jäh ersticken Heulen der Schiffs sirene zu grauenhafter Zweistimmigkeit. Ein nie gehörter, ein kollektiver Erdschrei, von dem Mutter sagte und weiterhin sagen wird: »Son Jeschrai kriegstre mehr raus aussem Jehör...«

Die Stille danach soll nur noch von meinem Gegengengel irritiert worden sein. Kaum abgenabelt, lag auch ich still. Als der Kapitän als Zeuge des Untergangs ordnungsgemäß den Zeitpunkt im Bordbuch vermerkt hatte, begann die Besatzung des Torpedobootes wiederum, Überlebende aus der See zu fischen.

Aber das stimmt alles nicht. Mutter liegt. Bin sicher, daß ich nicht auf der *Löwe*... Die Uhrzeit war nämlich... Weil schon, als der zweite Torpedo... Und bei den ersten Wehen Doktor Richter keine Spritze, sondern gleich die Geburt... Ging glatt. Geboren auf schräger, rutschender Pritsche. Alles war schräg, als ich... Nur schade, daß Doktor Richter nicht Zeit fand, auch noch die Urkunde: geboren am, an Bord von, mit genauer Zeitangabe handschriftlich... Jadoch, nicht auf einem Torpedoboot, sondern auf dem verfluchten, auf den Blutzengen getauften, vom Stapel gelassenen, einst weißglänzenden, belüfteten, kraftdurchfreundfördernden, klassenlosen, dreimal vermaledeieten, überladenen, kriegsgrauen, getroffenen, immerfort sinkenden Schiff wurde ich aus Kopf und in Schräglage geboren. Und mit dem abgenabelten Säugling, der gewickelt und in schiffsgeigner

Wolldecke verpackt wurde, ist Mutter dann, gestützt auf Doktor Richter und Stationsschwester Helga, ins rettende Boot.

Aber sie will keine Niederkunft auf der *Gustloff*: Lügt sich zwei Matrosen zusammen, die mich in der Kajüte des Maschinenoftiziers abgenabelt haben. Dann wieder soll es der Doktor gewesen sein, der aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht an Bord des Torpedobootes war. Selbst Mutter, die sonst alles mit Bestimmtheit weiß, schwankt in ihrer Meinung und läßt, außer den »zwei Mariniers« und dem »Onkel Doktor, der mir aufte *Justloff* noch ne Spritze verpaßt hat«, einen weiteren Geburtshelfer aktiv werden: der Kapitän der *Löwe*, Paul Prüfe, soll mich abgenabelt haben.

Da ich meine Geburtsversion, die, zugegeben, eher eine Vision ist, nicht belegen kann, halte ich mich an die von Heinz Schön überlieferten Fakten, nach denen Doktor Richter nach Mitternacht von dem Torpedoboot übernommen wurde. Erst dann ist er bei der Geburt eines anderen Kindes tätig geworden. Sicher bleibt aber, daß der Bordarzt der *Gustloff* nachträglich meinen Geburtsschein, datiert auf den 30. Januar 1945, wenn auch ohne genaue Uhrzeit, ausgestellt hat. Zu meinem Vornamen jedoch hat mir Kapitänleutnant Prüfe verholfen. Mutter will darauf bestanden haben, daß ich Paul, »jenua wie der Käpten vonne *Leewes*, und unvermeidbar mit Nachnamen Pokrieffke heißen sollte. Später haben mich die Jungs in der Schule und bei der FDJ, aber auch Journalisten aus meinem Bekanntenkreis »Peepes« gerufen; und mit P Punkt P Punkt unterzeichne ich meine Artikel. Der Junge übrigens, der zwei Stunden nach meiner Geburt, also am 31. Januar, auf dem Torpedoboot geboren wurde, hieß fortan auf Wunsch seiner Mutter und des rettenden Schiffes wegen mit Vornamen »Leo«.

ben war, zum Schluß die letzten aus den Davits gesprungenen Rettungsboote.

»Zufrieden jetzt, Vati?« Danach kein Wort mehr. Sein Blick suchte das vergitterte Fenster; blieb daran hängen. Ich habe weifnichmehrwas gequassel. Irgendwas Positives.
»Man soll nie aufgeben« oder »Laß uns noch einmal gemeinsam von vorne anfangen« oder irgendeinen Stuß, amerikanischen Filmen nachgeplappert: »Ich bin stolz auf dich.« Auch als ich ging, hatte mein Sohn kein Wort übrig.

Wenige Tage später, mein tags darauf hat mir jemand – er, in dessen Namen ich krebssend vorankam – dringlich geraten, online zu gehen. Er sagte, vielleicht finde sich per Mausclick ein passendes Schlußwort. Bis dahin hatte ich enthaltsam gelebt: nur was der Beruf forderte, ab und zu ein Porno, mehr nicht. Seitdem Kommy saß, herrschte ja Funkstille. Auch gab es keinen David mehr.

Mußte lange surfen. Hatte zwar oft den Namen des verfluchten Schiffes im Window, aber nichts Neues oder abschließend Endgültiges. Doch dann kam es dicker als befürchtet. Unter besonderer Adresse stellte sich in deutscher und englischer Sprache eine Website vor; die als »www:kameradschaft-konrad-pokriefke.de« für jemanden warb, dessen Haltung und Gedankengut vorbildlich seien, den deshalb das verhasste System eingekerkert habe. »Wir glauben an Dich, wir warten auf Dich, wir folgen Dir...« Undsoweiter undsoweiter.

Das hört nicht auf. Nie hört das auf.

ben war, zum Schluß die letzten aus den Davits gesprungenen Rettungsboote.

»Zufrieden jetzt, Vati?« Damach kein Wort mehr. Seim Blick suchte das vergitterte Fenster; blieb daran hängen. Ich habe weisnichtmehrwas geguasselt. Irgendwas Positives.

»Man soll nie aufgeben« oder »Laß uns noch einmal gemeinsam von vorne anfangen« oder irgendeinen Stuß, amerikanischen Filmen nachgeplappert: »Ich bin stolz auf dich.« Auch als ich ging, hatte mein Sohn kein Wort übrig.

Wenige Tage später, nein tags darauf hat mir jemand – er, in dessen Namen ich krebssend vorankam – dinglich geraten, online zu gehen. Er sagte, vielleicht finde sich per Mausclick ein passendes Schlußwort. Bis dahin hatte ich enthaltsam gelebt: nur was der Beruf forderte, ab und zu ein Porno, mehr nicht. Seidem Komny saß, herrschte ja Funkstille. Auch gab es keinen David mehr.

Mußte lange surfen. Hatte zwar oft den Namen des verfluchten Schiffes im Window, aber nichts Neues oder abschließend Endgültiges. Doch dann kam es dicker als befürchtet. Unter besonderer Adresse stellte sich in deutscher und englischer Sprache eine Website vor, die als »www.kameradschaft-konrad-pokriekle.de« für jemanden warb, dessen Haltung und Gedankengut vorbildlich seien, den deshalb das verhasste System eingekerkert habe. »Wir glauben an Dich, wir warten auf Dich, wir folgen Dir...« Undsoweiter undsoweiter.

Das hört nicht auf. Nie hört das auf.

Aber sobald ich mich an den fernen Geschützdonner der *Schleswig-Holstein*, die eigentlich als Veteran der Skagerrakschlacht ausgedient hatte und nur noch als Schulschiff für Kadetten taugte, sowie an die abgestuften Geräusche von Flugzeugen erinnern will, die Stukas genannt wurden, weil sie hoch überm Kampfgebiet seitlich abkippten und im Sturzflug mit endlich ausgeklinkten Bomben ihr Ziel fanden, rundet sich die Frage: Warum überhaupt soll Kindheit und deren so unverrückbar daüertes Ende erinnert werden, wenn alles, was mir ab den ersten und seit den zweiten Zähnen widerfuhr, längst samt Schulbeginn, Murrenspiel und verschortem Knien, den frühesten Beichtgeheimnissen und der späteren Glaubenspein zu Zettelkram wurde, der seitdem einer Person anhängt, die, kaum zu Papier gebracht, nicht wachsen wollte, Glas in jeder Gebrauchsform zersang; zwei hölzerne Stöcke zur Hand hatte und sich dank ihrer Blechtrommel einen Namen machte, der fortan zitterbar zwischen Buchdeckeln existierte und in weißlichwieviel Sprachen unsterblich sein will?

Weil dies und auch das nachgetragen werden muß. Weil vorlaut auffallend etwas fehlen könnte. Weil wer wann in den Brunnen gefallen ist: meine erst danach überdeckelten Löcher, mein nicht zu bremsendes Wachstum, mein Sprachverkehr mit verlorenen Gegenständen. Und auch dieser Grund sei genannt: weil ich das letzte Wort haben will.

Die Erinnerung liebt das Versteckspiel der Kinder. Sie verkriecht sich. Zum Schönreden neigt sie und schmückt gerne, oft ohne Not. Sie widerspricht dem Gedächtnis, das sich pedantisch gibt und zänkisch rechthaben will.

Wenn ihr mit Fragen zugesetzt wird, gleicht die Erinnerung einer Zwiebel, die gehäutet sein möchte, damit freigelegt werden kann, was Buchstab nach Buchstab ablesbar steht: selten eindeutig, oft in Spiegelschrift oder sonstwie verrätselt.

Unter der ersten, noch trocknen knisternden Haut findet sich die nächste, die, kaum gelöst, feucht eine dritte freigibt, unter der die vierte, fünfte warten und flüstern. Und jede weitere schwitzt zu lang gemiedene Wörter aus, auch schnörkelige Zeichen, als habe sich ein Geheimnisträmer von jung an, als die Zwiebel noch keimte, verschlüsseln wollen.

Schon wird Ehrgeiz geweckt: dieses Gekrakel soll entziffert, jener Code geknackt werden. Schon ist widerlegt, was jeweils auf Wahrheit bestehen will, denn oft gibt die Lüge oder deren kleine Schwester, die Schummelei, den halbarsten Teil der Erinnerung ab; niedergeschrieben klingt sie glaubhaft und prahlt mit Einzelheiten, die als fotogenau zu gelten haben: Das unter der Julihitze flimmernde Teerpappendach des Schuppens auf dem Hinterhof unseres Mietshauses roch bei Windstille nach Malzbonbon...

Der abwaschbare Kragen meiner Volksschullehrerin, des Fräulein Spollenhauer, war aus Celluloid und schloß so eng, daß ihr Hals Falten warf...

Die Propellerschleifen der Mädchen sonntags auf dem Zoppoter Seesteg, wenn die Kapelle der Schutzpolizei muntere Weisen spielte...

Mein erster Steinpilz...

Als wir Schütler hitzefrei hatten...

Als meine Mandeln schon wieder entzündet waren...

Als ich Fragen verschluckte...

Die Zwiebel hat viele Häute. Es gibt sie in Mehrzahl. Kaum gehäutet, erneuert sie sich. Gehackt treibt sie Tränen. Erst beim Häuten spricht sie wahr. Was vor und nach dem Ende meiner Kindheit geschah, klopft mit Tatsachen an und verlief schlimmer als gewollt, will mal so, mal so erzählt werden und verführt zu Lügengeschichten.

Als bei anhaltend schönem Spätsommerwetter in Danzig und Umgebung der Krieg ausbrach, sammelte ich – kaum hatten die polnischen Verteidiger der Westerplatte nach vier Tagen Widerstand kapituliert – im Hafenvorort Neufahrwasser, der mit der Straßenbahn über Saspe, Brösen in kurzer Zeit erreicht werden konnte, eine Handvoll Bomben- und Granatsplitter, die jener Junge, der anscheinend ich war, während einer Zeispanne, in deren Verlauf der Krieg nur aus Sondermeldungen im Radio zu bestehen schien, gegen Briefmarken, farbige Zigarettenbilder, zerlesene wie druckfrische Bücher, darunter Sven Hedins Reise durch die Wüste Gobi, weißnichts was noch eintauschte.

Wer sich ungenau erinnert, kommt manchmal dennoch der Wahrheit um Streichholzlänge näher, und sei es auf krummen Wegen.

Zumeist sind es Gegenstände, an denen sich meine Erinnerung reibt, das Knie wundstößt oder die mich Ekel nachschmecken lassen: Der Kachelofen... Die Teppichklopfstangen auf den Hinterhöfen... Das Klo in der Zwischentage... Der Koffer auf dem Dachboden... Ein Stück Bernstein, taubeneigroß...

Wenn sich ertastbar die Haarspange der Mutter oder Vaters unter der Sommerhitze an vier Zipfeln geknotetes Taschentuch oder der besondere Tauschwert verschiedenen

gezackter Granat- und Bombensplitter erhalten hat, dem fallen – und sei es als unterhaltsame Ausrede – Geschichten ein, in denen es tatsächlich als im Leben zugeht.

Die Bilder, die ich als Kind und dann als Jugendlicher zu sammeln nicht faul war, gab es gegen Gutscheine, die in Päckchen steckten, aus denen meine Mutter nach Geschäftsschluss ihre Zigaretten klopfte. »Stäbchen« nannte sie die Teilhaber ihres mäßigen Lasters, das sie allabendlich bei einem Glas Cointreau zelebrierte. Bei Laune gelang es ihr, Rauchringe schweben zu lassen.

Die mir begehrenswerten Bilder gaben farbig die Meisterwerke der europäischen Malerei wieder. So lernte ich früh die Namen der Künstler Giorgione, Mantegna, Botticelli, Ghirlandaio und Caravaggio falsch auszusprechen. Das nackte Rückenfleisch einer liegenden Frau, der eingeflügelter Knabe den Spiegel hält, war mir seit Kinderjahren mit dem Namen des Malers Velázquez verkuppelt. Unter Jan van Eycks »Singenden Engeln« prägte sich vor allen anderen das Profil des hintersten Engels ein; gern hätte ich Haare gelockt wie er oder Albrecht Dürer gehabt. Dessen Selbstbildnis, das in Madrid im Prado hängt, konnte befragt werden: Warum hat sich der Meister mit Handschuhen gemalt? Wieso sind seine seltsame Mütze und der rechte untere Pluderärmel so auffallend gestreift? Was macht ihn so selbstsicher? Und warum steht sein Alter – erst sechsundzwanzig zählt er – unterm gemalten Fensterbord geschrieben?

Heute weiß ich, daß ein Zigaretten-Bilderdienst in Hamburg-Bahrenfeld diese allerschönsten Reproduktionen gegen Gutscheine geliefert hat und – auf Bestellung – quadratische Alben. Seit mir alle drei dank meines Lü-

Was sich verkapselt hat

Ein Wort ruft das andere. Schulden und Schuld. Zwei Wörter, so nah beieinander, so fest im Nährboden der deutschen Sprache verwurzelt, doch ist dem erstgenannten mit Abzahlung – und sei es in Raten, wie es die Pumpkundschaft meiner Mutter tat – abmildernd beizukommen; die nachweisbare wie die verdeckte oder nur zu vermutende Schuld jedoch bleibt. Immerfort tickt sie und ist selbst auf Reisen ins Nirgendwo als Platzhalter schon da. Sie sagt ihr Sprüchlein auf, fürchtet keine Wiederholungen, läßt sich gnädig auf Zeit vergessen und überwintert in Träumen. Sie bleibt als Bodensatz, ist als Fleck nicht zu tilgen, als Pfütze nicht aufzulecken. Sie hat von früh auf gelernt, gebeicht in einer Ohrmuschel Zucht zu suchen, sich als verjährt oder längst vergeben kleiner als klein, zu einem Nichts zu machen, und steht dann doch, sobald die Zwiebel Pelle nach Pelle geschrumpft ist, dauerhaft den jüngsten Häuten eingeschrieben: mal in Großbuchstaben, mal als Nebensatz oder Fußnote, mal deutlich lesbar, dann wieder in Hieroglyphen, die, wenn überhaupt, nur mühsam zu entziffern sind. Mir gilt leserlich die knappe Inschrift: Ich schwieg. Weil aber so viele geschwiegen haben, bleibt die Versuchung groß, ganz und gar vom eigenen Versagen abzusehen, ersatzweise die allgemeine Schuld einzuklagen oder nur uneigentlich in dritter Person von sich zu sprechen: Er war, sah, hat, sagte, er schwieg... Und zwar in sich hinein, wo viel Platz ist für Versteckspiele.

Sobald ich mir den Jungen von einst, der ich als Dreizehnjähriger gewesen bin, herbeizitiere, ihn streng ins Verhör nehme und die Verlockung spüre, ihn zu richten, womöglich wie einen Fremden, dessen Nöte mich kaltlassen, abzuurteilen, sehe ich einen mittelgroßen Bengel in kurzen Hosen und Kniestrümpfen, der ständig grimassiert. Er weicht mir aus, will nicht beurteilt, verrurteilt werden. Er flüchtet auf Mutters Schoß. Er ruft: »Ich war doch ein Kind nur, nur ein Kind...«

Ich versuche, ihn zu beruhigen, und bitte ihn, mir beim Häuten der Zwiebel zu helfen, aber er verweigert Auskünfte, will sich nicht als mein frühes Selbstbild ausbeuten lassen. Er spricht mir das Recht ab, ihn, wie er sagt, »fertigmachen«, und zwar »von oben herab«.

Jetzt verknüpft er die Augen zu Schlitzen, preßt und verzieht die Lippen, bringt den Mund in unruhige Schiefelage und arbeitet an seiner Grimasse, während er zugleich über Büchern hockt, weg ist, nicht einzuholen.

Ich sehe ihn lesen. Das, nur das tut er mit Ausdauer. Dabei stöpselt er beide Ohren mit den Zeigefingern, um in enger Wohnung gegen den fröhlichen Lärm der Schwester abgeschirmt zu sein. Jetzt trällert sie, kommt näher. Er muß aufpassen, denn gern schlägt sie ihm das Buch zu, will mit ihm spielen, immer nur spielen, ist ein Wirbelwind. Nur auf Distanz ist ihm seine Schwester lieb.

Bücher waren ihm von früh an die fehlende Latte im Zaun, seine Schlupflöcher in andere Welten. Doch sehe ich ihn auch Grimassen schneiden, wenn er nichts tut, nur zwischen den Möbeln des Wohnzimmers rumstreicht und dabei so abwesend zu sein scheint, daß die Mutter ihn anrufen muß: »Wo biste nu schon wieder? Was denkste dir jetzt wieder aus?«

belagert wurde, beim Volkssturm eingesetzt worden seien. Viele mögen dabei draufgegangen sein, ohne daß man ihren Heldentod filmte.

Auf dem Bahnhof kümmerte sich niemand um die Brände in Sichtweite. Normaler Betrieb herrschte: gegenläufiges Gedränge, Geschimpfe, plötzliche Lachsalven. Urtauber mußten zurück an die Front, kamen von dort. BdM-Mädel teilten Heißgetränke aus und nahmen es kichernd hin, von Landsern befummelt zu werden.

Was roch vordringlich: der gestauchte Rauch der Dampflokomotiven unterm nur mäßig beschädigten Dach der Bahnhofshalle oder der Brandgeruch?

Ich stand vor verwirrend vielen Hinweisen auf Sammelpunkte, Melde- und Leitstellen. Zwei Feldgendarmen, kenntlich durch Metallschilder, die an Ketten vor der Brust hingen, weshalb sie vorwarnend »Kettenhunde« genannt wurden, wiesen den Weg. In der Schalterhalle des Bahnhofs – doch welcher der Berliner Bahnhöfe war es? –, wo frisch Einberufene meines Alters in Reihe standen, bekam ich nach kurzem Warten einen Marschbefehl zugeschoben, der als nächstes Reiseziel Dresden vorschrieb.

Jetzt sehe ich in der Warterei schwatzende Jungs. Neugierig sind wir, als habe man uns Abenteuer versprochen. Lustig geht es zu. Mich höre ich zu laut lachen, weißnichtworüber. Marschverpflegung wird ausgeteilt, Zigaretten gehören dazu, sogar für mich, den Nichtraucher. Schnell sind meine verteilt. Einer der Jungs bietet mir als Gegenwert etwas an, das es sonst nur zu Weihnachtsen gibt: in Kakao gewälzte Marzipankartoffeln. So von Wirklichkeit bedrängt, glaube ich zu träumen.

Dann trieb uns Fliegeralarm in das weiträumige Keller-geschoß des Bahnhofs, das als Luftschutzraum genutzt

wurde. Dort staute sich bald eine gemischte Gesellschaft: Soldaten und Zivilisten, darunter viele Kinder, auch Verwundete auf Tragbahren oder von Krücken gestützt. Und mittendrin eine Gruppe Artisten, zu denen Liliputaner gehörten: alle in Kostümen; der Fliegeralarm hatte sie direkt von der Vorstellung in den Keller geschleucht.

Während draußen die Flak ballerte und fern wie nah Bomben einschlugen, ging ihr Theater hier unten weiter: ein Gnom erstaunte uns als Jongleur, der Kegel, Bälle, farbige Ringe zugleich in der Luft hielt und wirbeln ließ. Mehrere Liliputaner führten akrobatische Kunststücke vor. Zu ihnen gehörte eine zierliche Dame, die sich ammutig zu verknoteten verstand, dabei Kußhändchen verteilt und viel Beifall bekam. Geführt wurde die Gruppe, die als Fronttheater unterwegs war, von einem kleinwüchsigen Greis, der als Clown auftrat. Aus leeren bis gefüllten Gläsern, die gereiht standen, zauberten seine den Gläserrand streichelnden Finger Musik: jammervoll süß. Er lächelte geschminkt. Ein Bild, das blieb.

Bald nach der Entwarnung erreichte ich mit der Stadtbahn einen anderen Bahnhof. Wieder brannten aus Fensterhöhlen helllauf in Flammen stehende Häuserblöcke. Abermals Ruinenfassaden, ganze Straßenzellen, die während zurückliegender Bombennächte ausgebrannt waren. Entfernt eine Fabrikhalle wie von innerer Festbeleuchtung erglüht. Im Morgengrauen stand der Zug nach Dresden abfahrbereit.

Nichts über die Fahrt dorthin. Kein Wort über den Belag der Marschverpflegung und keine vorausseilenden, keine rücklings anfallenden Gedanken, die zu entzifferten wären. Nur zu behaupten und deshalb zu bezweifeln

bleibt, daß mir erst hier, in der vom Krieg noch unberührten Stadt, genauer, nahe der Neustadt, und zwar im Obergeschoß einer großbürgerlichen Villa, gelegen im Ortsteil Weißer Hirsch, gewiß wurde, welcher Truppe ich anzugehören hatte. Mein nächster Marschbefehl machte deutlich, wo der Rekrut meines Namens auf einem Truppenübungsplatz der Waffen-SS zum Panzerschützen ausgebildet werden sollte: irgendwo weit weg in den böhmischen Wäldern...

Zu fragen ist: Erschreckte mich, was damals im Rekrutierungsbüro unüberschaubar war, wie mir noch jetzt, nach über sechzig Jahren, das doppelte S im Augenblick der Niederschrift schrecklich ist?

Der Zwiebelhaut steht nichts eingeritzt, dem ein Anzeichen für Schreck oder gar Entsetzen abzulesen wäre. Eher werde ich die Waffen-SS als Eliteeinheit gesehen haben, die jeweils dann zum Einsatz kam, wenn ein Fronteinbruch abgeriegelt, ein Kessel, wie der von Demjansk, aufgesprengt oder Charkow zurückerobert werden mußte. Die doppelte Rune am Uniformkragen war mir nicht anstößig. Dem Jungen, der sich als Mann sah, wird vor allem die Waffengattung wichtig gewesen sein: wenn nicht zu den U-Booten, von denen Sondermeldungen kaum noch Bericht gaben, dann als Panzerschütze in einer Division, die, wie man in der Leitstelle Weißer Hirsch wußte, neu aufgestellt werden sollte, und zwar unter dem Namen »Jörg von Frundsberg«.

Der war mir als Anführer des Schwäbischen Bundes aus der Zeit der Bauernkriege und als »Vater der Landsknechte« bekannt. Jemand, der für Freiheit, Befreiung stand. Auch ging von der Waffen-SS etwas Europäisches aus: in Divisionen zusammengefaßt kämpften freiwillig Franzo-

sen, Wallonen, Flamen und Holländer, viele Norweger, Dänen, sogar neutrale Schweden an der Ostfront in einer Abwehrschlacht, die, so hieß es, das Abendland vor der bolschewistischen Flut retten werde.

Also Ausreden genug. Und doch habe ich mich über Jahrzehnte hinweg geweigert, mir das Wort und den Doppelbuchstaben einzugestehen. Was ich mit dem dummen Stolz meiner jungen Jahre hingewonnen hatte, wollte ich mir nach dem Krieg aus nachwachsender Scham verschweigen. Doch die Last blieb, und niemand konnte sie erleichtern.

Zwar war während der Ausbildung zum Panzerschützen, die mich den Herbst und Winter lang abstumpfte, nichts von jenen Kriegsverbrechen zu hören, die später ans Licht kamen, aber behauptete Unwissenheit konnte meine Einsicht, einem System eingefügt gewesen zu sein, das die Vernichtung von Millionen Menschen geplant, organisiert und vollzogen hatte, nicht verschleiern. Selbst wenn mir tätige Mitschuld auszurechnen war, blieb ein bis heute nicht abgetragener Rest, der allzu geläufig Mirverantwortung genannt wird. Damit zu leben ist für die restlichen Jahre gewiß.

Hinter und zwischen Wäldern, auf zerwühlten Äckern. Schnee lastete auf Bäumen, Barackendächern. In weiter Ferne der zwiebelartige Turmhelm einer Kirche. Kein tschechisches Wort war auf dem namenlosen Truppenübungsplatz zu hören, nur deutsche Kommandosprache, die bei Frost besonders weit trug.

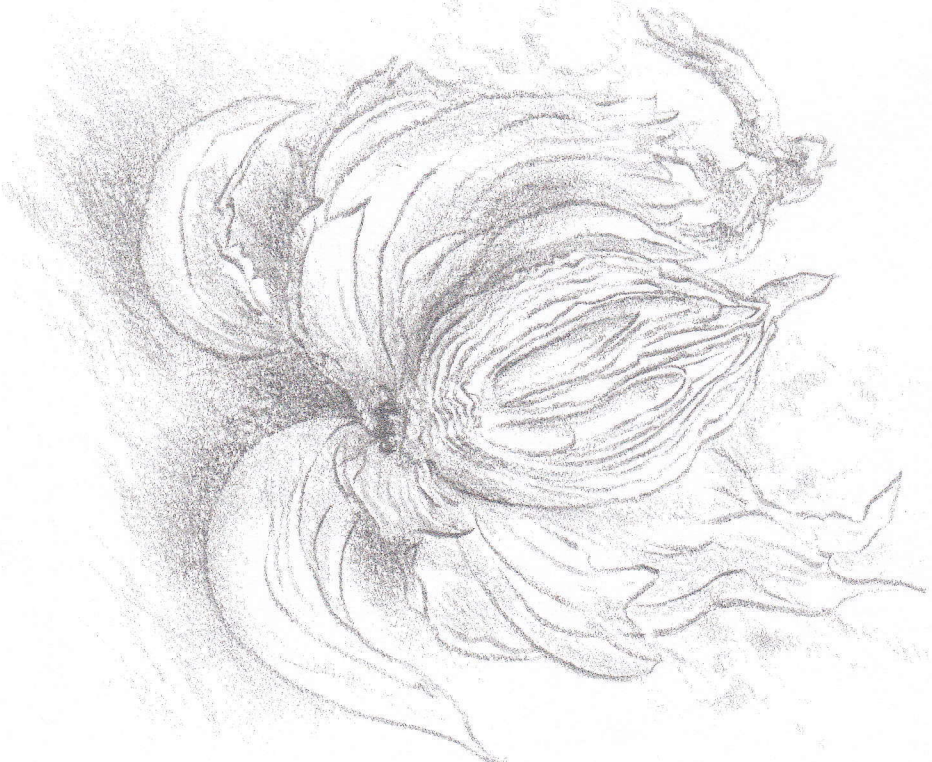
Unsere Ausbildung an veraltetem Gerät – Panzer III und Panzer IV, die während der ersten Kriegsjahre eingesetzt worden waren – vollzog sich als zermühbende Schinderei. Ich glaubte, das müsse so sein, doch kühlte der Hit-

Wie ich zum Raucher wurde

Wer von Berufs wegen genötigt ist, über die Jahre hinweg sich selbst auszubenten, der wird zum Verwerter von Resen. Viel blieb nicht. Was sich dank greifbarer Hilfsmittel formen, verformen, schließlich in Sprüngen vorwärts, dann wieder gegenläufig erzählen ließ, haben als allesfressende Monster die Romane geschluckt und in Wortkaskaden ausgeschieden. Dem lyrischen folgte der epische Stoffwechsel. Nach so viel Kot – was alles zu Buche schlug – keimte die Hoffnung, endlich zum Hohraum geworden, besenrein leergeschrieben zu sein.

Und doch sind Überbleibsel geblieben, die der Zufall aufsparte: etwa ein Ausweis, datiert auf das Wintersemester achtundvierzig-neunundvierzig. Gestempelt hat ihn die Staatliche Kunstakademie Düsseldorf. Geknickt, brüchig, bestoßen liegt er vor, drauf als Paßfoto im genormten Format die Abbildung eines jungen Mannes, dessen braune Augen und dunkles Haar südländische Herkunft, eher den Balkan als Italien vermuten lassen. Bemüht bürgertlich trägt er eine Krawatte, scheint aber in jener Grundstimmung zu sein, die bald nach dem Krieg als Existentialismus in Mode war und in neorealistischen Filmen Gestik und Mimik bestimmte, so gottverlassen düster und auf sich selbst beschränkt schaut er ins Objektiv.

Kein Zweifel, die schriftlichen Vermerke zur Person und die eigenhändige, auf Unterlängen Wert legende Signatur bestätigen, was zu ahnen war: der mir fremde Finsterling



Also brachte ich von meiner Polenreise einen Vorrat an Fundsachen nach Paris mit: aufschäumendes Brausepulver, Kartfreitagslärm und Teppichklopfstangen, den Fluchtweg des Geldbriefträgers, der den Kampf um die Polnische Post überlebt hatte, Schulwege hin und zurück, was die städtische Bibliothek an Zeitungsjahrgängen aufbewahrt hatte, die Kinoprogramme im Herbst neununddreißig. Zudem Gellüster in Beichstühlen, Inschriften auf Grabsteinen, den Geruch der Ostsee und Bernsteinkrümel, die zwischen Brösen und Gletkau entlang dem Wellensaum zu finden waren.

So kam alles zu Wort und blieb frisch, weil in Paris wie unter einer Käseglocke aufgehoben. So erschöpfte ich mich und war dennoch nicht leergelöffelt, schrieb zwar noch eigenhändig, war aber mittlerweile Werkzeug nur und hörig meinen Figuren, besonders der einen, die – weißlichwarum – Oskar hieß. Überhaupt weiß ich wenig darüber zu sagen, wie etwas entstand und entsteht; es sei denn, ich mußte lügen...

Und als ich im Oktober des gleichen Jahres von Paris über München in irgendein bayerisches oder schwäbisches Nest namens Großholzleute reiste, um dort vor der versammelten Gruppe 47 die Kapitel »Der weite Rock« und »Fortuna Nord« zu lesen, wurde dem Autor eines annähernd fertigen Romans der Preis der Gruppe zugesprochen. Viertausendfünfhundert Mark kamen zusammen, spontan von Verlegern gespendet: mein erstes großes Geld, das mir half, in Ruhe alles noch einmal in die Olivetti zu tippen, sozusagen ins reine.

Außerdem trug uns das Preisgeld einen form schönen Plattenspieler der Firma Braun ein, genannt »Schneewittchensarg«, den ich in München nach erster Rundfunk-

lesung kaufte und nach Paris brachte, auf dem wir Strawinskys »Frühlingsopfer« und Bartóks »Blaubart« hörten, immer wieder. Nun waren wir nicht mehr arm und konnten uns Kalbsleber und Schallplatten kaufen.

In Paris tanzten Anna und ich offen und eng. In Paris waren wir glücklich und ahnten nicht, wie lange noch. In Paris kam de Gaulle an die Macht und lernte ich, die Knüppelgewalt der französischen Polizei zu fürchten. In Paris wurde ich zusehends politischer. In Paris setzten sich vor fließender Wand etliche Tuberkulome in meiner Lunge fest, die erst in Berlin auskuriert wurden. In Paris liefen mir die Zwillinge auf der Avenue d'Italie in verschiedene Richtung davon, so daß ich nicht wußte, wenn zuerst hinterdrein. In Paris war Paul Celan nicht zu helfen. In Paris war bald kein Bleiben mehr.

Und als dann im Herbst neunundfünfzig der Roman »Die Blechtrommel« in erster Auflage erschien, führen Anna und ich von Paris aus zur Frankfurter Buchmesse, wo wir bis in den Morgen hinein tanzten.

Und als wir im Jahr drauf Paris hinter uns ließen und abermals, nun als Familie, in Berlin Wohnung in einer Halbbrunne nahmen, begann ich in der Karlsbader Straße, wo mir von fünf Zimmern eines zustand, sofort wieder zu zeichnen und zu schreiben, denn mit meiner Olivetti, dem Hochzeitsgeschenk, hatte ich schon von Paris aus neuen Anlauf genommen...

So lebte ich fortan von Seite zu Seite und zwischen Buch und Buch. Dabei blieb ich inwendig reich an Figuren. Doch davon zu erzählen, fehlt es an Zwiebeln und Lust.

Die Box
Zunbekanntes
2008



Übriggeblieben

Es war einmal ein Vater, der tief, weil alt geworden, seine Söhne und Töchter zusammen – vier, fünf, sechs, acht an der Zahl –, bis sie sich nach längerem Zögern seinem Wunsch fügten. Um einen Tisch sitzen sie nun und beginnen sogleich zu plaudern: jeder für sich, alle durcheinander, zwar ausgedacht vom Vater und nach seinen Worten, doch eigensinnig und ohne ihn, bei aller Liebe, schonen zu wollen. Noch spielen sie mit der Frage: Wer fängt an? Zuerst kamen zweieinig Zwillinge, die hier Patrick und Georg, kurz Pat und Jorsch, in Wirklichkeit anders heißen. Dann erfreute ein Mädchen die Eltern, das nunmehr Lara gerufen wird. Alle drei Kinder bereicherten unsere überbevölkerte Welt, bevor die Pille käuflich, Verhütung zur Regel und Familien geplant wurden. So zählte ungerufen – und wie nach des Zufalls Laune geschenkt – noch jemand dazu, der eigentlich auf den Namen Thadäus hören soll, aber von allen, die rund um den Tisch versammelt sind, Taddel genannt wird: »Hör auf zu blödeln, Taddel!« – »Latsch nicht auf deine Schnüsenkel, Taddel!« – »Los, Taddel, bring nochmal deine Rudi-Ratlos-Nummer...«

Obgleich erwachsen und von Beruf, Familie gefordert, reden Töchter und Söhne so, als wollten sie wortwörtlich rückfällig werden, als lasse sich, was nur in Umrisen dämmert, dennoch wie greifbar fassen, als könne Zeit nicht vergehen, als höre Kindheit nie auf.

Doch als sie dann viel später, wenn auch leider nur wenige Male, mich geknipst hat, fiel euer Mariechen nie dabei auf. Immer hielt sie sich abseits und wirkte, schmal wie sie war, irgendwie verloren. Sah vereinsamt aus, nicht eigentlich traurig, was ja im Prinzip zu versehen gewesen wäre, eher wie abwesend. »Ich bin ja bloß übrigeblieben«, sagte sie zu mir, als sie meinen Papa, mein Mütterchen und mich zum deutsch-französischen Volksfest draußen in Tegel begleitete, wo wir auf einem Kettenkarussell hoch durch die Lüfte... Ach, war das schön, wie wir...

Genau, Nana! Denn von ihrer Agfa-Box, die äußerlich vergammelt und an den Ecken bestoßen aussah, hat sie dasselbe gesagt: »Die ist von allem, was mein Hans und ich mal hatten, übrigeblieben, hängt deshalb an ihr.«

Sobald wir fragten: »Wovon biste denn übrigeblieben, Mariechen?«, redete sie vom Krieg.

Aber nicht über das, was ihr Hans im Krieg erlebt und gemacht hatte, sondern nur über das, was ihr wichtig gewesen ist. »Mein Hans«, hat sie zu unserem Vater gesagt, »der kann nur, wenn er Fronturlaub hatte oder auf Dienstreise war. Hat womöglich unterwegs schlimme Sachen gesehen. Na, im Osten und überall. Hat man nicht Worte für. Achachach.«

Ihr Fotoatelier muß damals woanders gewesen sein, zwar auch auf dem Kudamm, doch mehr Richtung Halensee.

Davon bekam Vater ne lange Story erzählt, wobei Pat und ich zuhörten: »Wir wurden ausgebombt gegen Schluß. Ein Glück, daß mein Hans weg an der Front war und die Leica und die Hasselblad bei sich hatte. Sonst blieb nusch. Alles futsch und verbrannt, während ich unten im Keller... Das ganze Archiv

verschmurgelt. Die Lampen bloß noch Schrott. Nur die Box blieb übrig, weiß nicht, warum. War bißchen angekokelt, besonders der Lederkasten, in dem sie mal steckte.«

Und dann hat sie noch gesagt: »Meine Box macht Bilder, die gibts nicht. Und Sachen sieht die, die vorher nicht da waren. Oder zeigt Dinge, die möchten euch nicht im Traum einfallen. Ist allsichtig, meine Box. Muß ihr beim Brand passiert sein. Spielt verrückt seitdem.«

Manchmal sagte sie: »So ist das, Kinder, wenn man übrigbleibt. Man steht in der Gegend rum und tickt nicht mehr richtig.«

Nie wußten wir genau, wer nicht mehr richtig tickte. Sie oder die Box oder alle beide.

Was aus der Hasselblad und der Leica wurde, weiß ich von Vater, der das paarmal zu hören bekam: »Die hat mein Hans üben Krieg gerettet, weil er als Soldat nie geschossen hat, sondern überall an der Front nur Fotograf gewesen ist. Damit kam er zurück. Hatte auch unbenutzte Filme, den Rucksack voll. Die waren dann unser Kapital gleich nach Schluß. Konnten wir sofort mit anfangen, als es hieß: nu is Frieden endlich.«

Anfangs hat ihr Hans nur Besatzer, meistens Amis fotografiert, auch nen englischen Oberst.

Dann kam sogar ein französischer General. Der zahlte mit ner Flasche Cognac.

Und einmal sollen von der Besatzung drei Russkis hochgekommen sein. Klar! Brachten Wodka mit.

Die Amis kamen mit Zigaretten.

Und vom Tommy kriegten sie Tee und Corned Beef.

Und einmal, als wir dabei waren, sagte Mariechen:

Krummes Ding

Es waren einmal. Doch nun sind sie unwiderrufflich erwachsen und steuerpflichtig; zählen, wie Pat und Jorsch, graue Haare, werden, wie Lara, wenn auch nicht allzubald, Großmutter sein, haben, wie Jasper, Probleme mit zu eng gefügten Terminen, sitzen aber doch alle acht bei Lena, die diesmal – zwischen zwei Theaterauftritten – eingeladen hat: »Extrem viel Zeit bleibt nicht, wenn wir vor Mitte Oktober zu Potte kommen wollen.«

»Und dann soll auch noch alles unter Papas Regie laufen. Er denkt sich uns einfach aus!« ruft Nana.

»Und mir legt er Wörter in den Mund, die absolut nicht meine sind«, beklagt sich Taddel.

Fast sieht es so aus, als wollten sich einige der Geschwister verweigern – Pat spricht von Boykott –, doch dann sagt Jorsch, »Laßt doch den Alten...«, und Paulchen stellt »total irre Dunkelkammergeschichten« in Aussicht.

Lenas Kreuzberger Mietwohnung ist in der vierten Etage eines sanierten Althaus zu finden. Voraussichtlich wird es um Jasper, Paulchen und Taddel gehen, dennoch reisten Lara und Pat von weither an. Nana hat sich freigezogen, weil, wie sie sagt, »es immer wieder schön ist, lauter alte Geschichten zu hören, bei denen ich selbst allzugern dabeigewesen wäre«. Jorsch ist mit neuen Bedenken zur Stelle. Gerüstet mit technischen Details, stellt er die Box in Frage: »Verrückt ist daran, daß die alte Marie nicht mit der weit höherwertigen Agfa-Spezial, sondern –

bin sicher – mit dem simpelsten aller Kästen all das Zeug geknipst haben wird, nämlich mit der sogenannten Preis-Box. Hiels so, weil sie nur vier Reichsmark gekostet hat. Kam zweiuuddreißig, während der Weltwirtschaftskrise auf den Markt. Ging aber trotzdem mit annähernd neunhunderttausend Exemplaren über die Theke.«

Etwas umständlich erklärt er die Werbung der Firma Agfa, nach deren Regeln der potentielle Käufer Markstücke mit den Prägeortkürzeln A-G-F-A sammeln mußte, um zum Billigpreis in den Besitz des Kastens zu kommen.

»Die Leute standen Schlange!«

Daraufhin meldet Taddel grundsätzlich Zweifel an: »Egal womit sie geknipst hat, hinterher hat sie getrickst und gemogelt, bis wir glauben, dran glauben müssen.«

Dem folgt Schweigen, das Pat aufhebt, indem er wissen möchte, warum Nana paar Jahre nach dem Fall der Mauer die Schule gewechselt habe, »und zwar von West ausgerechnet nach Ostberlin rüber? Und um Hebamme zu werden, biste dann noch zu den Sachsen nach Dresden gegangen.« Einer der Söhne – ist es Taddel oder Jasper? – kann sich nicht verkneifen, daraus den Schluß zu ziehen: »Bist ne richtige Ossifrau geworden.« Und Nana antwortet: »Im Prinzip schon.«

Mit reich bestückter Käseplatte, Oliven und Walnüssen, dazu vielerlei Brot, hat Lena den Tisch gedeckt. Paulchen entkorkt Weißweinflaschen. Alle acht, die ab jetzt nicht mehr erwachsen sein mögen, wollen zugleich beginnen.

Und wann endlich bekam unser Vater die Ratte geschenkt?

Zum Geburtstag etwa?

Soll sich schon lange eine gewünscht haben.

Nun ist sogar Lara bereit, auf Wunsch und wie in Kinderjahren, »meerschweinmäßig« zu quieken. Nana lacht am längsten, ruft: »Bittebitte, nochmal!« Nur Paulchen bleibt ernst und gesammelt, als müsse er sich auf etwas vorbereiten, das unbedingt raus will, aber noch vor sich hinzögert.

Zum Glück wollen sowieso alle anderen, Pat voran, zu Wort kommen. Während Jorsch zum letzten Mal, wie jeder bestätigt, die Mikrofone stellt, wirt sein Zwillingbruder die Frage auf, wem von den Geschwistern es besonders lästig gewesen sei, einen berühmten Vater zu haben. Doch niemand will sich als übermäßig geschädigt oder gar Opfer väterlichen Ruhms darstellen. Lara erzählt, wie sie als Kind ein Dutzend Autogramme von ihm verlangt habe: »Hat er mir kopfschüttelnd gegeben, auf zwölf Blatt, dann aber gefragt: ›Sag mal, Tochterleben, warum so viele?‹ Da hab ich gesagt: ›Für zwölf von dir krieg ich eins von Heinjje.‹«

Sie kann sich nicht erinnern, ob ihr Väterchen enttäuscht gewesen sei oder gelacht habe über den Tauschhandel. Aber die Heinjje-Schnulze, »Mamatschi, schenk mir ein Pferdchen«, habe er zu singen versucht. »Und dann ist er wieder nach oben ans Stehpult zu seiner geliebten Olivetti...«

Mit diesem Hinweis hat Lara ihrem Bruder Pat das Stichwort gegeben.

Ist nun mal so bei ihm. War immer so. »Muß man abarbeiten«, hat er gesagt. Konnte doch jeder von uns mitkriegen, wie er alles, was er erlebt hat, als er noch jung war und kurze Hosen getragen hat, später voll abarbeiten mußte. Die ganze Nazischeiße raufunter. Was er vom

194

Krieg gewußt, und wovor er Schiß gehabt und weshalb er überlebt hat. Dann, als nur noch überall Ruinen rumstanden, mußte er sogar die Trümmer und auch den Hunger, den er hatte... Ob oben im Friedenauer Klinkerhaus oder im Dorf in der Kirchspieltogtei und im Haus hinterm Deich, selbst jetzt noch in seinem Behlendorfer Stall, überall, sag ich, kritzelte er vor sich hin oder hackte auf seiner Olivetti rum, immer vorm Stehpult, lief dabei hin und her, rauchte sein Zeug – früher Selbstgedrehte, dann Pfeife –, brabbelte Wörter und bandwurmlange Sätze, schnitt Grimassen, wie ich Grimassen schneide, und bekam gar nicht mit, wenn einer von uns, ich oder mein Atze oder du, Lara, oder bei euch auffem Dorf ihr Jungs oder Täd-del, reinguckte bei ihm, wenn er schon wieder was in der Machte hatte. Viel später haben sogar Lena und Nana mitgekriegt, was bei ihm abarbeiten hieß: ein Buch nach dem anderen. Zwischendurch noch anderes Zeug, falls er nicht weg war und Reden hielt, mal hier, mal da. Oder sich wehren mußte, weil von rechts oder ganz links... Doch wenn wir oben bei ihm irgendwas wollten, tat er so, als würd er zuhören, jedem von uns. Gab sogar richtig Antwort. Dabei konnte man ahnen, daß er nur hörte, was in ihm drin tickte, und zwar immerzu. Hat er zu mir gesagt, bestimmt zu jedem von euch, als ihr noch klein gewesen seid: »Später mal spielen wir, wenn ich mehr Zeit hab. Muß erst noch was abarbeiten, das nicht warten will...«

Weshalb es ihn kaum gejuckt hat, wenn die Zeitungsfritten wieder mal über ihn herfielen...

...fast jedesmal, wenn er ein Buch fertig hatte.

Oder er tat, als würd ihn sowas nicht jucken. »Ist jetzt schon Schnee von gestern«, hat er gesagt.

195

Sag schon, Paulchen, ob du...

Geht in Ordnung, wenn sie bei dir, wo du doch von Beruf Fotograf bist und bestimmst...

Wär wirklich okay, wenn du...

Nix sag ich. Glaubst mir sowieso keiner.

Wetten, daß er den Kasten in Sicherheit gebracht hat, vielleicht versteckt irgendwo in Brasilien...

Stimmst, Paulchen?

Wolltest bestimmt im Regenwald letzte Indianer mit Mariechens Box knipsen, und was an Bäumen noch übrig geblieben ist.

Also, wo ist sie hin?

Jadock, verdammst, wo?

Hört endlich auf.

Paulchen wird schon wissen, warum er mit keinem Wort...

Jeder hat Heimlichkeiten.

Ich sag euch ja auch nicht alles.

Keiner sagt alles.

Und unser Väterchen schon gar nicht.

Außerdem gabs keine Neuigkeiten mehr aus der Dunkelkammer zu erzählen, seitdem es kein Mariechen und keine Box mehr gab und danach alles langweilig wurde, nur noch normal lief.

Weshalb jetzt Schluß sein sollte.

Schluß ist!

Für mich sowieso, weil ich nämlich und zwar sofort in die Klinik... Hab Nachdienst wie gestern schon. Da hatten wir fünf Geburten, jede unkompliziert. Nur eine Mutter war deutscher Herkunft. Die vier anderen kamen von überall... Will übrigens Schnappschüsse von den fünf Babys machen. Will ich jetzt immer nach jeder Geburt...

Und zwar mit einer Box, die ich mir kürzlich auf dem Flohmarkt... War nicht mal billig, sieht aber aus wie die von eurer alten Marie. Steht sogar Agfa drauf. Die Mütter freuen sich bestimmt, wenn ich Knipstotos von ihren Babys... Mach ich, weil sowas für die Erinnerung gut ist, aber auch als Hebamme, rein berufsmäßig, wie Lara sagen würde, und weil man so vielleicht sehen kann, was aus den Babys später, viel später mal...

Los, Atze, stell ab, sonst gehst weiter und weiter, endlos so weiter...

...weil unstren Vater immer noch ne Geschichte...

...denn nur er, nie wir...

Aber nichts hat er mehr zu sagen. Erwachsenen blicken die Kinder streng. Sie weisen auf ihn mit Fingern. Das Wort wird dem Vater entzogen. Laut und mit Nachhall rufen die Töchter, die Söhne: »Das sind nur Märchen, Märchen...« – »Stimmt«, hält er leise dagegen, »doch sind es eure, die ich euch erzählen ließ.«

Schnelle Blicke wechseln. Halbsätze zerkaut, verschluckt: beteuerte Liebe, aber auch Vorwürfe, die schon seit längerer Zeit vorrätig lagern. Schon soll nicht gelten, was auf Schnappschüssen gelebt wurde. Schon heißen die Kinder, wie sie richtig heißen. Schon schrumpft der Vater, will sich verflüchtigen. Schon regt sich flüsternd Verdacht, er, nur er habe Mariechen beerbt und die Box – wie anders auch – bei sich versteckt: für später, weil immer noch was in ihm tickt, das abgearbeitet werden muß, solange er noch da ist...)